



ANTONIO
MUÑOZ
MOLINA

Leseprobe

Antonio Muñoz Molina
Schwindende Schatten
Roman

»Ein Genuss!« *SPIEGEL ONLINE*, Peter Henning

SCHWINDENDE SCHATTEN

ROMAN



Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 512

Erscheinungstermin: 25. Februar 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

»Zweifellos einer der herausragendsten spanischen Autoren der Gegenwart.« Die Zeit

In Lissabon, einer der schönsten Städte der Welt, kreuzen sich zwei Lebenswege: James Earl Ray, der als Attentäter von Martin Luther King Schlagzeilen machte, ist auf der Flucht vor der Polizei. Und der passionierte Spaziergänger Antonio Muñoz Molina, der dreißig Jahre später dort an einem seiner wichtigsten Romane arbeitet, auf der Suche nach sich selbst und seinem Schreiben. Die Stadt am Atlantik wird zum Umschlagplatz von Leben, Geschichte und Literatur.

Durchzogen von der vibrierenden Atmosphäre Lissabons und klugen Reflexionen über das Schreiben, klingt »Schwindende Schatten« wie ein guter Jazzsong, wie eine Mischung aus absoluter Kontrolle und Improvisation, aus Leichtigkeit und Tiefe.



Autor

Antonio Muñoz Molina

Antonio Muñoz Molina, Jahrgang 1956, Kunsthistoriker, zählt zu den wichtigsten Gegenwartsautoren Spaniens und hat mehr als ein Dutzend Romane veröffentlicht, darunter »Der polnische Reiter« (1991), »Die Augen eines Mörders« (1997) und »Die Nacht der Erinnerungen« (2011). Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, so gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur. »Schwindende Schatten«, sein jüngster auf Deutsch vorliegender Roman, wurde u.a. 2018

Meine Tage schwinden dahin wie ein Schatten und
ich verdorre wie Gras.

Psalm 102,12

I

Die Angst hat mich im Innern des Bewusstseins eines anderen aufgeweckt; die Angst und die Vergiftungen der Lektüre und der Suche. Es ist, als hätte ich die Augen in einem Zimmer aufgeschlagen, welches nicht dasselbe ist wie das, in dem ich eingeschlafen bin. Noch beim Aufwachen hielt die Panik des Traums an. Ich hatte eine Straftat begangen oder wurde zumindest verfolgt und war verurteilt worden, obwohl ich unschuldig war. Jemand richtete eine Pistole auf mich, und ich war gelähmt, konnte mich weder wehren noch konnte ich fliehen. Schon bevor das Bewusstsein gänzlich schwindet, beginnt der Romanzier, den jeder heimlich in sich trägt, seine Geschichte mit all ihren Ausschmückungen zu umreißen. Das dunkle Zimmer war gewölbt und hatte eine niedrige Decke wie eine Höhle oder ein Keller oder das Innere eines Schädels, in dem das Gehirn dieses Jemand untergebracht ist, der aber nicht ich bin; sein fieberndes Bewusstsein nach zu vielen Stunden des Lesens oder einsamen Grübelns, all seine Erinnerungen, seine körperlichen Eigenheiten, die Bildergalerie seines Lebens, seine Neigung zu Herzrasen, seine Einbildung, sich tödliche Krankheiten eingefangen zu haben, Krebs, Angina Pectoris, seine Angewohnheit, sich zu verstecken und zu fliehen.

Ich bin aufgewacht und hatte einen Moment lang vergessen, wo ich mich befand, und ich war wie er oder war er, weil mein Traum mehr seiner war als meiner. Mich verwirrte die Unfähigkeit, das Schlafzimmer wiederzuerkennen, in dem ich vor kaum zwei Stunden eingeschlafen war. Ich hatte keine Vorstellung, wo das Bett stand, das Fenster war, die Möbel und auch nicht von

meinem Platz im plötzlich unbekanntem Raum. Nur mit Mühe erinnerte ich mich, in welcher Stadt ich mich befand. Ihm wird das häufig passiert sein, nachdem er in so vielen geschlafen hat und aufgewacht ist im Laufe seiner etwas mehr als einjährigen Flucht, dreizehn Monate und drei Wochen genau, in fünf Ländern und etwa fünfzehn Städten, auf zwei Kontinenten, nicht zu reden von den Zimmern in Motels am Rand einer Landstraße und den Nächten, die er an einem Baumstamm zusammengerollt wie ein Tier verbracht hat oder unter einer Brücke, auf dem Rücksitz des Autos oder in einem nach Zigarettenqualm und Plastik riechenden Bus, der um drei Uhr morgens in der Tiefgarage eines Bahnhofs hielt. So auch in dieser bestürzenden Nacht, der ersten, die er in einem Flugzeug verbrachte; der ersten, in der er flog, starr vor Angst, den Blick durch das ovale Fensterchen nach unten gerichtet wie in einen Abgrund, auf die Wasseroberfläche des Ozeans, auf ihren öligen Tintenglanz im Lichtschein des Mondes.

Der Traum, aus dem ich aufgewacht bin, könnte seiner sein, obwohl er nicht darin vorkam. Zu viele Stunden habe ich mich in sein Leben versenkt, Tage schon, seit ich in Lissabon angekommen bin. Man muss nur ein paar Sekunden auf dem Laptop heruntippen, und schon kann man die Dateien aufrufen, die beinahe alles dokumentieren, was er getan hat, die Orte, an denen er gewesen ist, die Verbrechen, die er begangen hat, die Gefängnisse, in denen er Strafen abgesessen hat, sogar die Namen der Frauen, mit denen er eine Nacht verbracht oder in einer Bar getrunken hat. Ich weiß, welche Zeitschriften und Romane er gelesen hat und von welcher Marke die Tüte mit dem Salzgebäck war, die er halb leer in einem in Atlanta gemieteten Zimmer zurückließ, in dem er nicht registriert wurde, weil der Besitzer so betrunken war, dass er ihm das Gästebuch vorzulegen vergaß. Auf fotokopierten und eingescannten Seiten

alter Akten findet sich eine Liste der schmutzigen Wäsche, die er am 1. April 1968 in einer Wäscherei in Atlanta abgab und am Vormittag des 5. April wieder holte, oder das Gerichtsgutachten über die Flugbahn der Kugel, die er tags zuvor, am 4. April, aus dem Badezimmer eines Gästehauses in Memphis abgefeuert hat, wobei er den Lauf eines Remington-.30-06-Gewehrs auf dem Fensterbrett aufgelegt hielt, oder auch die Erklärung eines Gesichtschirurgen, der in Los Angeles seine Nasenspitze operierte, oder die Kopie eines Fingerabdrucks auf einem aus einer Fotozeitschrift ausgeschnittenen Bestellcoupon.

Selbst ein Leben im Verborgenen hinterlässt unauslöschliche Spuren. Damals waren den Werbeanzeigen in Zeitschriften noch Bestellcoupons beigelegt, mit Kästchen, in die in Druckbuchstaben ein Name oder eine Anschrift eingetragen werden musste, und auf einer gepunkteten Linie hatte die Unterschrift zu stehen. Das Maßlose der Wirklichkeit bringt Staunen und Schlaflosigkeit ohne Maß hervor. Es ist erstaunlich, was man über einen Menschen in Erfahrung bringen kann, von dem man eigentlich nichts weiß, weil er nie gesagt hat, was zu sagen wirklich wichtig gewesen wäre: stattdessen ein dunkles Loch, eine Leerstelle; ein Foto in einer Polizeiakte; die groben Striche einer nach lückenhaften Zeugenaussagen und ungenauen Erinnerungen gefertigten Phantomzeichnung. Er lebte von löslichem Kaffee, den er mit einem Tauchsieder direkt in der Tasse erhitzte, von Milchpulver, eingemachten Bohnen, in Senf getunkten oder mit Kraft-Mayonnaise garnierten Pommes frites. Er aß in billigen Schnellrestaurants, wo er Hamburger mit viel Zwiebeln, viel Bacon, Ketchup und Käse bestellte und sich die Pommes in den Mund stopfte. Es gab welche, die erinnerten sich an ihn als Linkshänder, andere, dass er mit rechts unterschrieb und mit der Rechten auch seine Zigaretten hielt. Auf manchen Steckbriefen wird sein Haar als dunkelblond, auf anderen als schwarz mit angegrauten Schläfen beschrieben.

Mitten auf der Stirn hatte er eine kleine Narbe und eine weitere auf der Handfläche. Man erinnerte sich, dass er beim Rauchen die Zigarette zwischen den Fingern der rechten Hand hielt, an deren Ringfinger er einen goldenen Ring mit dunkelgrünem Stein trug. Aber tatsächlich rauchte er weder, noch trug er Ringe. Ein Ring ist so ein Detail, das der Erinnerung gern auf die Sprünge hilft und eine Identifizierung ermöglicht. Er hat sich nie tätowieren lassen.

Bis spät in der Nacht suchte ich im schlaflosen Gedächtnis des Internets nach Spuren von ihm und war, als ich das Licht löschte, noch so erfüllt davon, dass mir die Augen brannten, mir weiter Daten, Namen, Kleinigkeiten durch den Kopf gingen, behaftet mit dem Chitin des Wirklichen, dem, was kein Mensch sich ausdenken kann. Um im Gefängnis in Form zu bleiben, lernte er, im Handstand zu gehen und sich in kleinste Hohlräume zu zwängen, indem er komplizierte Yogahaltungen einnahm. Gewicht zuzulegen und wieder zu verlieren fiel ihm leicht. Immer wieder fotografierte er sich mit einer Polaroidkamera, die er bis zum Schluss bei sich hatte: mit Sonnenbrille und ohne, mit Lesebrille, stets im Halbprofil, schräg von unten, nie von der Seite, weil das Profil zu charakteristisch war, auch nach der Nasenoperation noch, und ebenso wenig von vorn, damit man die abstehenden Ohren nicht sah. Er schickte Fotos an Kontaktbörsen und glaubte, mit ihrer Verschiedenartigkeit für Verwirrung zu sorgen, wenn es zu der unvermeidlichen Jagd auf ihn käme. Auf einer Abendschule für Hotel- und Gaststättengewerbe in Los Angeles lernte er, hundertzwanzig verschiedene Cocktails zu mixen. Mehrere Monate lang belegte er einen Fernkurs für Schlosserei an einer Schule in New Jersey. Unter seinen Papieren fand sich eine Broschüre über die Vorteile des Schlosserhandwerks als Beruf mit Zukunft. Mit neun oder zehn Jahren schreckte er nachts, geplagt von schrecklichen Alpträumen, aus dem Schlaf, wobei er am meisten über die eigenen Schreie erschrak. Er hatte

geträumt, er sei blind geworden. Er zwang sich, wach zu werden, schlug die Augen auf und konnte nichts sehen, weil er bereits in einem weiteren Blindheitstraum gelandet war. Er fürchtete sich so vor dem Einschlafen und der Rückkehr der Albträume, dass er bis Tagesanbruch wach zu bleiben versuchte. In der Dunkelheit hörte er vermutlich das betrunkene Schnarchen seines Vaters und seiner Mutter, die wie Säcke übereinander auf der Matratze ohne Decke und Laken lagen, zugedeckt mit Lumpen und alten Jacken. Auf Strohsäcken lagen auf dem halb herausgerissenen Bretterboden seine Geschwister wie ein Wurf junger Hunde, voller Flöhe und Läuse, hungrig, gegen die winterliche Kälte eng aneinandergeschmiegt im einzigen Zimmer, in dem ein alter Ofen toxisch vor sich hin qualmte.

Ich weiß mittlerweile so viel über ihn, dass ich mich an Dinge aus seinem Leben zu erinnern glaube, an Orte, die er sah und ich nie gesehen habe. Die Wüste von Nevada, durchzogen von einer schnurgeraden Straße, die nach Las Vegas führt; die von niedrigen Häusern gesäumten, staubigen Straßen von Puerto Vallarta; die hallenden Korridore eines Gefängnisses mit Steinmauern, zinnenbewehrten Türmen und düsteren gotischen Bögen; das flache Gebäude des *Lorraine Motel*, betrachtet vom Fenster eines Badezimmers aus, in dem es nach Urin und Abfluss riecht und das hinter einem vermüllten, von Gestrüpp überwucherten Grundstück in einem heruntergekommenen Viertel am Stadtrand von Memphis gelegen ist.

Ich habe beschlossen, dass ich nichts anderes tun kann, als nach Memphis zu reisen. Ich habe die Anschrift des Hotels in Lissabon notiert, in dem er vor fünfundvierzig Jahren zehn seiner Tage auf der Flucht verbracht hat. Bei der Suche auf Google habe ich entdeckt, dass das Hotel immer noch existiert und dass ich, wenn ich will, in weniger als einer Viertelstunde dort sein kann. Was bislang nur in meiner Vorstellung existierte, ist

in diesem Augenblick unmittelbare Wirklichkeit geworden. Ein Traum von Verfolgung, von Gefahr und von Scham hat mich aufgeweckt, der seiner hätte sein können und den zweifellos meine Nachforschungen über ihn ausgelöst haben, die mich erst spät zu Bett gehen ließen und den Schlaf vertrieben, gegen den ich mich stemme, während ich gebannt vor dem Bildschirm meines Laptops saß, tief über den Schreibtisch gebeugt, an dem ich seit Tagen arbeite, zwar erst wenigen, aber doch genug, um bereits Gewohnheiten entwickelt zu haben, die mich niederdrücken: der Schreibtisch und die Wohnung, die Straße, die Straßenecke, die man vom Fenster aus sieht, die Straßenbahn, die beim Bergabfahren bremst und eine Glocke bimmeln lässt, die Dächer der Stadt, die kariösen Mauern der Gebäude, der Name, den ich schon seit zu vielen Jahren nicht mehr regelmäßig im Munde führe: Lissabon.

Das Schlafzimmer hat ein Fenster, durch das nur wenig Licht hereinfällt, weil es auf die Rückseite eines leer stehenden Gebäudes geht. Man sieht einen verglasten Balkon, von Feuchtigkeit und Rost zerfressene Eisengeländer. Hinter einer ausgehängten Tür verliert sich ein Flur im Dunkeln, aus dem immer ein Geräusch von Tauben dringt. Die Tauben sind durch zerbrochene Fensterscheiben hineingelangt und haben das Hinterhaus in Besitz genommen. Zwischen den Fliesen des Balkons wächst Unkraut. Obwohl unser Schlafzimmer nur wenige Schritte entfernt ist, reicht der Verfall nicht bis auf unsere Seite. Dieses vor Kurzem erst renovierte Gebäude besitzt die Attraktivität des Neuen und zugleich das Solide eines Altbaus mit dicken Wänden und großzügigen Räumen. Die Fäulnis des Zerfalls und Zusammenbruchs schreitet in alten Städten am Meer schnell voran. Das Haus nebenan, in dem sich die Tauben eingeknistet haben und nachts vermutlich Regenwasser durch die Decke tropft, ist die gescheiterte Kehrseite von diesem hier, gehört zu der dem

Verfall preisgegebenen Schattenseite der Stadt. Direkt daneben, wo wir jetzt wohnen und schon nach wenigen Tagen das Gefühl hatten, seit Langem zu Hause zu sein, sind die Zimmer hoch und hell und riechen neu, die glatten Bretterböden knarren unter unseren Schritten wie alte Schiffsplanken. Das große Bett, die saubere Wäsche, über die man gerne mit den Händen fährt, die aufgeplusterten Kopfkissen, das gedämpfte Licht der Nachttischlampen mit Schirmen wie von durchscheinendem Pergament, deine Gegenwart neben mir im Spiegel, im Halbdunkel, das du immer gerne umgestaltest, indem du Vorhänge zuziehst, Lichter löschst, Türen angelehnt oder halb offen lässt. Während ich Schritt für Schritt das Bewusstsein für meine Umgebung wiederfinde, spüre ich, wie der anhaltende Schrecken des Alptrahms verfliegt.

Mich an den Wänden entlangtastend, habe ich das Zimmer verlassen, bin dem Kerker des Traums entkommen. Einen Moment lang stehe ich verloren auf dem Flur, habe die Orientierung verloren, finde eine Mauer da, wo ich eine Öffnung erwartet habe, die der Tür zum Wohnzimmer. Mein Gehirn ist noch nicht so weit, blind meine Schritte zu lenken. Der imaginäre Aufriss der Wohnung treibt seine Späße mit mir. Nichts leichter, als sich plötzlich verloren zu fühlen, für mich jedenfalls. Ein Geräusch in meinem Rücken lässt mich herumfahren: Der Motor des Kühlschranks ist angesprungen und die Küche hat unerwarteterweise, doch unbestreitbar ihren Platz eingenommen, hat dem Raum seine wahre Beschaffenheit zurückgegeben. Die Welt ist ein Labyrinth von zittrigen Zeichen, elektrischen Entladungen, Schallwellen, winzigen Lichtblitzen in der Dunkelheit. Eingeschlossen in seiner knöchernen Kuppel, in seinem hermetischen Gehäuse, erschafft das Gehirn dieses Labyrinth wieder vollkommen neu. Er war der Meinung, dass es möglich sei, die schlafwandlerischen Schritte und Taten eines hypnotisierten Menschen aus der Ferne zu steuern, ihm zu befehlen,

einen Mord zu begehen, eine Bombe zu zünden oder eine Bank auszurauben.

Jetzt ertaste ich die hölzerne Türschwelle zum Wohnzimmer und kann ohne jeden Zweifel den kompletten Raum rekonstruieren, den ich immer noch nicht sehe, den Schreibtisch rechts, das Sofa links, ganz hinten das Fenster zur Straße. Zugleich empfängt die erweiterte Netzhaut verstreute Photonen, die den Wahrnehmungsbereich vervollständigen, ihm seine drei Dimensionen zurückgeben. Der Wind muss wohl die Fensterläden zugeschlagen haben, und deshalb drang keinerlei Helligkeit hindurch. Als ich mich mit der Hand an der Schreibtischkante entlangtastete, berührte ich die Schaltfläche des Laptops und die Beleuchtung des Displays sprang an, ein weißes Leuchten, welches das Zimmer in fahles Mondlicht taucht. Er schrieb am liebsten auf der Schreibmaschine. Während er Mitte der Fünfzigerjahre eine zweijährige Strafe im Staatsgefängnis von Leavenworth verbüßte, hatte er Maschinenschreiben gelernt. Irgendwo in der uferlosen Datei findet sich vielleicht noch der Kaufbeleg mit dem Markennamen der Schreibmaschine, die er benutzte. Er warf sie aus dem Autofenster, als er mit Höchstgeschwindigkeit von Memphis nach Atlanta raste und von ferne Polizeisirenen hörte oder zu hören glaubte. Er warf die Schreibmaschine, die Super-8-Kamera, den Projektor und mehrere leere Bierdosen aus dem Fenster. Er warf Sachen nach draußen und sah sie im Rückspiegel hinter sich zurückbleiben. Ich habe eine Liste von allem, was er mit sich führte und nicht aus dem Fenster seines Autos warf, eines 66er Mustang mit Alabama-Kennzeichen, sowie die Liste jener Dinge, die sich in dem blauen PlastikKoffer befanden, den er ebenso wie das Gewehr fallen ließ, bevor er floh, und selbst der Dinge, die später im Kofferraum und auf dem Boden des Autos gefunden wurden, sogar Härchen sind dort verzeichnet und Reste von eingetrocknetem Schaum an der Klinge seines Einwegrasierers. Ich kenne alle Namen, die er

benutzte und wieder ablegte wie abgelaufene Identitäten, auswendig. Ich sehe ihn vor mir Gestalt annehmen, seinen Schatten, seine gesamte, aus all diesen winzigen Einzelteilen bestehende Biografie, Teilchen für Teilchen, gebrochene Mosaiksteinchen in dieser kunstvollen Pflasterung der Gehwege von Lissabon.

Eines Morgens, einem der ersten, bin ich einen dieser Wege hinaufgegangen, die Rua dos Fanqueiros, mit meinem Stadtplan und einem aus einem Heft gerissenen Blatt in der Hand, auf dem ich mir den Weg von Google Maps abgeschrieben hatte. Mit einem Gefühl von Heimlichkeit, beinahe von Scham und schlechtem Gewissen, habe ich die Wohnung verlassen, ohne dir zu sagen, wohin ich ging. Offenbar liegt etwas kindlich Naives in diesen ersten Schritten des Erfindens einer Geschichte – oder nicht einmal das, wenigstens jetzt noch nicht, am Beginn einer Suche, von der man nicht weiß, wohin sie einen führt. Ich betrat ein Papiergeschäft, um mir mehr zur Beruhigung als aus praktischen Gründen ein Notizbuch zu kaufen. Als ich eines finde, das mir gefällt, wird mir klar, dass ich bereits vor einem Jahr in genau diesem Papiergeschäft war und mir damals das identische Notizbuch gekauft habe, in das ich nur das Datum eingetragen habe: 2. Dezember. Ich ging damals vorbei an gespenstischen Textilgeschäften und verschlossenen und verlassenem Läden, an denen noch die kalligrafierten Namen standen, wie es vor einem halben Jahrhundert modern war, an von Nepalesen oder Pakistanern betriebenen Obstläden mit welchem Gemüse, an verrammelten Eingängen, denen ein Geruch von Abfluss und Verlassenheit entströmte, an Hausfassaden, deren Kacheln großflächig abgeblättert waren, an in Ladentüren stehenden Angestellten, die ebenso altmodisch gekleidet waren wie die Schaufensterpuppen ihrer Geschäfte und mit einer Geduld darauf warteten, dass jemand eintrat, die nur bewegungsloses Warten selbst hervorbringen kann. Vorbei auch an Apotheken mit

Marmortresen und Schubfächerschränken aus gedrechseltem Holz und an weiteren Kleidergeschäften, die moderner wurden, je näher ich der Praça da Figueira mit ihrem bronzenen Reiterkönig kam.

Ich ging an einer Puppenklinik vorbei, die ich genau hier vor sechsundzwanzig Jahren zum ersten Mal gesehen habe. Der Platz ist ebenso unverändert wie die Straßenbahnen und die sanfte Sonne des Novembermorgens, und die bekannten Gerüche nach Backwerk und gerösteten Kastanien lassen für ein paar Sekunden das Zeitgefühl verschwimmen. Wie befremdlich, dieser in die Jahre gekommene Mann mit angegrautem Haar und grau meliertem Bart zu sein, der mich aus einem Schaufenster anblickt. Noch befremdlicher aber ist es, der junge Mann von damals gewesen zu sein, viel jünger noch, als er selbst es damals empfand, so unfertig wie ein Heranwachsender und doch schon Vater eines dreijährigen sowie eines gerade erst geborenen Sohnes; damals mit diesem Gesicht, das jemand, der mich nur von heute kennt, nicht mit mir in Verbindung brächte, war er auch nervöser, innerlich aufgewühlter, zündete eine Zigarette nach der anderen an und inhalierte tief, war mit einem Notizbuch und einem Stadtplan bewaffnet, wie auch ich heute Morgen, ahnte nichts von seiner unerhörten Zukunft, nichts vor allem von dem Ausmaß dieser Zukunft, die ohne jeden Bezug zu deinem Dasein ist. Was er und ich gemeinsam haben an diesem Vormittag, der mit seinem zeitlosen Licht sowohl der von heute als auch der vor dreißig Jahren sein könnte, ist, dass wir beide auf der Suche nach Gespenstern durch Lissabon streifen, wobei seine unwirklicher sind als meine. Das Gespenst, das ich suche, ist tatsächlich auf diesem Bürgersteig gegangen, hat diesen Platz überquert und ist bei jenem Straßenschild, das ich jetzt, schaudernd fast, zur Kenntnis nehme, um eine Ecke gebogen: Rua João das Regras.

In einem Buch oder aber einer Zeitschriftenreportage sind

ein Straßenname und eine Hausnummer gleichermaßen gänzlich überflüssige Details. Ganz in der Nähe dieses Orts zu sein und zu wissen, dass man sofort dort sein kann, lässt überraschend real erscheinen, was bei der Lektüre gleichsam Fiktion gewesen ist. Rua João das Regras, No. 4. Während ich noch die Rua dos Fanqueiros hinaufging, sah ich mich schon im *Hotel Portugal* ankommen, eine goldgeränderte Drehtür aufschieben, über einen abgetretenen, aber noch nicht schäbigen Teppichboden gehen und vielleicht in einem Vestibül, das ich mir dämmerig vorstellte, in einem Sessel Platz nehmen. Dass ich das Hotel betrat, würde all meinen Mutmaßungen Halt geben, würde fassbar machen, was bis zu diesem Moment den Traumwelten der Bücher angehörte.

Im Internet habe ich die letzten Gästebewertungen des *Hotel Portugal* gelesen. Ich habe gelesen, dass die Zimmer klein sind und die Einrichtungen antiquiert, und dass man in den unteren Zimmern von früh morgens bis spät nachts das Rattern der Züge aus der nahen U-Bahn-Station hört. Er bewohnte das Zimmer No. 2 im ersten Stock. Auch das weiß ich. Vor dem Bett stand eine Spiegelkommode mit einer Marmorplatte. In einer Ausgabe des *Life Magazine* vom Juni 1968 habe ich ein Foto des Zimmers gesehen. Es sah aus, als habe es nach altem Holz und Staub gerochen, wenn er eine Schublade aufzog, um seine Sachen darin zu verstauen. Er schlief schlecht durch das von den U-Bahn-Zügen hervorgerufene Vibrieren. Die Gebäude sind hoch, und die Sonne der nahe gelegenen Praça dringt nicht bis in die Rua João das Regras. Ich gehe diese Straße entlang und suche die No. 4, doch dann ist sie mit einem Mal zu Ende und es scheint, als gäbe es diese Nummer gar nicht. Die zum Greifen nahe Wirklichkeit hat sich verflüchtigt. Was ich sehe, ist eine alte Eisenwarenhandlung mit allen möglichen Schlüsseln, Riegeln und Schlössern im Schaufenster. Er dürfte einen interessierten Blick hineingeworfen haben, war er doch durch seinen Schlosserkurs auf solcherlei

Gerätschaften fixiert. Nirgends jedoch sehe ich das Schild des *Hotel Portugal* durch zwei Reihen von Balkonen hindurch, wie ich es von Fotos kenne. Ich frage einen Kellner, der in der Tür einer Bar lehnt, und er zeigt auf eine von Gerüsten und Planen verdeckte Fassade. Das alte *Hotel Portugal* hat geschlossen. Das Gebäude ist eine Baustelle und wird von Grund auf saniert. Ein Luxushotel soll daraus entstehen.

2

Er trat, blasser als gewöhnlich, aus dem Schatten der Kolonnaden und wandte sich instinktiv ab, als ihm ein Polizist in blauer Uniform entgegenkam, eine Pistole am weißen Gürtel mit Schulterriemen, eine blaue Aktenmappe in der Hand, mehr Büroangestellter als Polizist, der mächtige Bauch eingeschnürt vom Gürtel der Uniformjacke, ein Beamter in einem Regierungsviertel. Er warf einen Blick auf die Pistole im Lederhalter, obwohl es nicht so aussah, als seien die Augen in seinem wachsbleichen Gesicht auf diese gerichtet, in dieser Helligkeit des Platzes, die noch dadurch verstärkt wurde, dass er sich zu einer Seite hin Richtung Meer öffnete. Er wandte sich ab; er vermied dabei jede abrupte Bewegung. Viele Menschen bewegten sich unter den Kolonnaden, betraten Büros oder kamen aus ihnen heraus: Hinweisschilder über den großen Türen, mit Eisengittern geschützte Fenster, durch die das gleichförmige gedämpfte Klappern von Schreibmaschinen drang.

Immerzu schreiben sie, Vornamen, Geburtsdaten, Familiennamen, Wohnort, Name des Vaters und der Mutter. Sie fragen, ohne den Kopf zu heben, füllen mit Schreibmaschine die leeren Stellen auf den Formularen aus. Sie schlagen die Tasten kräftig an, damit das Geschriebene auch auf den Kohlepapierdurchschlägen noch deutlich zu lesen ist. Sie machen handschriftliche Notizen auf linierten Karteikarten, auf Archivzetteln mit einem in eine Ecke geklebten oder festgeklammerten Foto, die sie dann in den Schubladen metallener Büroschränke ablegen. Nummer des Personalausweises, des Führerscheins, des Reisepasses, Sozialversicherungsnummer, Häftlingsnummer, Dauer der Strafe. Wenn

sie sich vertippt haben, halten sie die Schreibmaschine an und überstreichen mit einem in eine weiße Flüssigkeit getauchten Pinselchen das falsche Wort oder die falsche Zahl und pusten darauf, damit es schneller trocknet.

Bevor er die Höhe des Polizisten erreichte, drehte er zur Seite ab und überschritt die schräge Schattenlinie der Kolonnaden. Die stechende Sonne schien ihm direkt ins Gesicht, hob seine Blässe noch deutlicher hervor und ließ das blonde Haar noch heller erscheinen. Heller und dünner trotz der in die Stirn gedrückten Welle, die sein Gesicht länger machte und ihn etwas jünger aussehen ließ. In seinem Reisepass stand 1932 als Geburtsjahr, doch er war 1928 geboren. Er war überzeugt, jünger auszusehen, als er in Wirklichkeit war. Das Alter eines Mannes hängt in großem Maße davon ab, ob er sich selbst als jung und stark oder alt und verbraucht sehen will, pflegte sein Lehrer Maxwell Maltz zu sagen. So wie du dich siehst, sehen dich auch die anderen. Sie treten dich, wenn du aussiehst wie einer, der Tritte empfängt. Sie verfolgen dich, wenn du wie einer auf der Flucht aussiehst.

Die auf dem Kopfsteinpflaster des Platzes verlaufenden Straßenbahnschienen glänzten feucht in der Sonne. Ein zartfeuchter Dunst lag in der Luft, vor allem, wenn man in die Ferne schaute, ans Ende des Platzes, wo das Meer war oder ein sehr breiter Fluss, denn dahinter sah man die Umrisse einer Hügelkette, eine Silhouette von Hügeln und niedrigen Häusern. Es war eine Feuchtigkeit voller Farben, so wie in New Orleans oder Saint Louis oder Memphis, nur nicht so drückend. Der Fluss oder das Meer hatte nicht die lehmige Farbe des Mississippi. In Montreal gibt es auch einen Fluss, der so breit ist, dass man das andere Ufer nicht sieht. Flüsse und eiserne Brücken in der Ferne, Hafenanlagen am Ufer, Lagerhallen und Fabriken, Schiffssirenen, das Pfeifen von Lokomotiven. Über gewundene Schienen schwankten stumpfnasige, gelbe oder rote Straßenbahnen, knarrend wie alte

Holzwaggons. Eine von ihnen ließ er an sich vorbeifahren und setzte in der Zeit seine Sonnenbrille auf. Er hatte die Geste vor dem Spiegel geübt. Auf Frauen wirkte sie distinguiert. Er zog die Sonnenbrille aus der Brusttasche seines Jacketts und klappte sie auf, während er sie an die Augen führte. Bei der umgekehrten Bewegung blinzelte er im Spiegel, was die Wirkung minderte. Er versuchte, das Blinzeln zu unterdrücken, doch es gelang ihm nicht. Wie hell seine blauen Augen waren, ließ sich nicht so leicht erkennen, weil er einen so gut wie nie direkt anschaute. Er zog in Betracht, sich gefärbte Kontaktlinsen zu kaufen.

Die vorbeifahrende Straßenbahn verbarg sein Blinzeln in der grellen Sonne, und als sie rechts an ihm vorbeigefahren war, hatte er die Sonnenbrille bereits aufgesetzt. Er hatte Zeit gehabt, sich in den Straßenbahnfenstern zu betrachten, ein Namenloser unter den Menschen, die über die Straße wollten, größer als die anderen, fünf Fuß und elf Zoll. Die Fenster waren schmutzig und klapperten, wie die ganze Straßenbahn, ein altes Gefährt kurz vor dem Auseinanderbrechen, alt, langsam und verschlissen, die gelbe Farbe rissig von der Sonne und stumpf von der Feuchtigkeit, von Plakaten und alten Reklamen. Einige Fenster hatten keine Scheiben mehr, und die Passagiere legten ihre Ellenbogen auf die Rahmen, als schauten sie aus dem Fenster ihres Hauses.

Alles in der Stadt war alt und verfallen. Die Hinweisschilder der Ministerien unter den Kolonnaden, die Uniformen der Saaldiener vor den Eingangstüren, die Schreibtische der Angestellten, die Schreibmaschinen, die sie benutzten, und die Schränke, in denen sie ihre Aktenordner aufbewahrten. In den Büros des Überseeministeriums hingen alte, mit Wachstuch bezogene Weltkarten an den Wänden. Er hatte mit Mühe die Frage herausgebracht, wie viel Zeit ein Visum für Angola benötige, und der Büromensch hatte ihn über den schwarzen Block seiner Schreibmaschine hinweg angeschaut, die Zigarette aus dem Mundwinkel genommen und auf die Schreibtischkante gelegt, die voller

alter Brandspuren war. Angola ist der Name einer portugiesischen Kolonie in Afrika und eines Gefängnisses im Süden. Der Angestellte fragte ihn nach seiner Nationalität und sagte, er solle später wiederkommen, dann könne er direkt mit der für diese Angelegenheiten zuständigen Person sprechen. In dem Büro stapelten sich die Aktenbündel, die Decke war sehr hoch und dunkel von Schmutz. Der Schreibtisch des Angestellten stand vor einem Balkon, von dem aus man den Fluss oder das Meer sehen konnte. Während er im Stehen wartete, dass der Mann mit seinem Tun zu Ende kam, sah er langsam einen großen Frachter vorüberziehen. Auf einem Stapel Registerbücher mit abgestoßenen Kanten drehte sich ein kleiner Ventilator. Seine Flügel bewegten sich so langsam, dass sie der Hitze im Büro nichts anzuhaben vermochten.

In der Mitte des Platzes stand die Reiterstatue eines Königs mit einem von einem Federbusch gekrönten Helm. Die Statue stand auf einem Marmorsockel und wurde auf der einen Seite von der Skulptur eines Pferdes und auf der anderen von der eines indischen Elefanten flankiert. Indische Elefanten haben kleinere Ohren als afrikanische Elefanten und sind im Gegensatz zu diesen leicht zu domestizieren. Auf einem farbigen Umschlag der Zeitschrift *Men's Real Adventures* hält ein wütender Elefant eine so gut wie nackte Frau mit dem Rüssel umschlungen und hebt sie in die Luft, als ein weißer Jäger mit seinem Gewehr auf ihn schießt, um die Frau zu retten. In sumpfigen Urwaldgebieten bewegen sich indische Elefanten planschend durch lehmige Gewässer und folgen brav ihren mit Bambusstöcken bewaffneten Führern, die »Kornak« genannt werden. Kornak ist ein ungewöhnliches Wort, von dem die meisten Menschen nicht wissen, dass es existiert, und das sie nicht verstehen, wenn sie es lesen.

Die Hufe des königlichen Pferdes traten auf bronzene Schlangen. Zu beiden Seiten des Sockels trampelten das Pferd

und der Elefant auf entsetzt am Boden liegende Menschen. Auf dem Helmbusch des bronzenen Königs hatte sich eine Taube niedergelassen. Die gespornten Stiefel hingen zu beiden Seiten des Pferdebauchs herab. In den Straflagern des Südens patrouillieren berittene Wächter, die statt Helmen mit Federbüschen breitkrempeige Hüte und Sonnenbrillen tragen und die Kolben ihrer Gewehre auf den Sattel stützen. Weiße Gefangene sollen heutzutage dadurch gedemütigt werden, dass man sie zwingt, Schlafräume und Esssäle mit Schwarzen zu teilen. Als er den Schattenbereich der Kolonnaden verlassen hatte und in gerader Linie den Platz überquerte, blieb er im langen Schatten der königlichen Reiterstatue einen Moment lang stehen, mitten im hellen Licht – der Himmel und das Meer oder der Fluss in der Bernsteinfarbe seiner Sonnenbrille –, das Gesicht bleicher als der Kragen seines Hemdes, der so eng war, dass er ihm den Hals einschnürte. Der Kragen würde einen roten Streifen hinterlassen, wenn er sich im Hotelzimmer die Krawatte losbände und das Hemd aufknöpfte, um sich im Spiegel zu betrachten. Er würde seine Hose zusammenlegen und die Jacke auf den Bügel hängen, bevor er alles aus den Taschen nähme, was er hineingesteckt oder in ihnen aufbewahrt hatte. Belege der Wäscherei mit seinem Namen und dem Datum der Einlieferung und Abholung, Briefe mit Absender von jemandem, der anders hieß als er seit drei Wochen, so wie er, bevor er in diese Stadt gereist war, nach Lisabon, und davor nach London, als er sich noch in Toronto versteckt gehalten hatte und noch nicht mit dem Flugzeug geflogen war. In einer der Taschen verwahrte er einen Zeitungsausschnitt mit einer Anzeige über billige Flüge in afrikanische Hauptstädte. Diesen Zeitungsausschnitt kann man – in einer Plastikhülle – in der Vitrine eines Museums in Memphis betrachten. In den Fernsehnachrichten waren im nächtlichen Feuerschein der Aufstände brennende amerikanische Städte zu sehen. Im Licht der Brände glänzten die dunklen Gesichter der Schwarzen, die Schaufenster

einwarfen, mit Baseballschlägern einschlugen und mit der Beute ihrer Plünderungen auf den von Glassplittern übersäten Gehwegen flüchteten, vorbei an brennenden Autos. Es war ratsam, die Belege in kleine Stücke zu zerreißen und nicht in den Papierkorb des Hotelzimmers zu werfen, sondern in die Toilettenschüssel, und hinterher das Abziehen nicht zu vergessen. Es galt auch, jede glatte Oberfläche abzureiben, auf der Fingerabdrücke hätten zurückbleiben können.

Das Brausen beim Start der Maschine versetzte ihn in Panik, verursachte ein hohles Gefühl im Magen, und sein Gesicht wurde noch blasser, während sich seine Hände in die Armlehnen krallten. Er nahm den BOAC-Flug von Toronto nach London am 6. Mai um halb elf Uhr nachts. »Nur mit der Ruhe, Mann, alles in Ordnung«, sagte der dicke Sitznachbar, der ihn vorher schon beschämt hatte, indem er ihm erklärte, wie der Sicherheitsgurt anzulegen war, obwohl er geleugnet hatte, Hilfe zu benötigen. Danach rührte er sich nicht mehr aus Angst, das Flugzeug aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ein kleiner Junge rannte durch den Gang, und er war versucht, ihm eine Ohrfeige zu verpassen, damit er Ruhe gab. Der dicke Sitznachbar hatte trotz seines guten Anzugs, der Krawatte und der Krokodillederschuhe erkannt, dass er zum ersten Mal in einem Flugzeug flog. Er wusste, was jetzt kam und starrte geradeaus, sank in sich zusammen und kniff die Augen zu, konnte es jedoch nicht verhindern.

Man krümmt sich zusammen, schließt die Augen, rührt sich nicht mehr, atmet kaum, doch es hilft alles nichts, am Ende finden sie einen. Aber nicht immer. Im Gefängnis hatte er sich in einem Brotkarren versteckt, unter einem Blech duftender warmer Brötchen, die Beine angezogen und die Arme darumgeschlungen, die Stirn an die Knie gedrückt, mit offenem Mund atmend, weil das weniger beschwerlich war, und mit seinem

Atem den Stoff der beiden Hosen befeuchtend, die er übereinander gezogen hatte, die zivile Hose über die Gefängnishose.

Durch entsprechende Autosuggestion kann ein Fakir lange Zeit, ohne zu atmen, unter der Erde ausharren. Ganz in der Nähe hörte er Stimmen, das Geräusch der Räder auf dem Zementboden eines Korridors, dann den Motor eines Lastwagens im selben Augenblick, als durch den Duft der Brote frische Luft in seine Nase drang. In seiner gegen die Knie gedrückten Brust spürte er den Paukenschlag seines Herzens. Sein Bauch schmerzte, und er fürchtete, Durchfall zu bekommen. Durch Selbsthypnose kann man die absolute Kontrolle über seine Körperfunktionen gewinnen. Da er nicht wusste, wann er wieder etwas zu essen bekäme, hatte er in einem Moment der Verwirrung, als in der Küche keiner auf den anderen achtete, nacheinander zwölf Spiegeleier verschlungen. In den Taschen seiner Hose und seines Hemdes und in dem kleinen Waschbeutel hatte er zwanzig Riegel Schokolade verstaut. Über sich spürte er das heiße Blech mit den Brötchen. Als der Brotkarren am letzten Kontrollpunkt hielt, hob ein Wärter den Metalldeckel an, und er krümmte sich noch mehr zusammen und sandte hypnotische Wellen nach oben, damit der Mann nicht unter das Blech schaute.

Doch jetzt auf dem Flugzeugsitz, vom Sicherheitsgurt gefesselt, konnte er sich weder verkrümmeln noch verstecken. Der dicke Sitznachbar streckte die Hand aus und nannte ihm einen Namen, den Familiennamen zuerst, dann den Vornamen und danach die Verniedlichungsform. Mit welcher außergewöhnlicher Selbstverständlichkeit die Leute ihren Namen nennen, den sie seit jeher tragen. Sie zögern nicht eine Sekunde, haben keine Angst, etwas falsch zu machen, wenn sie ihn schreiben. Es wäre auffällig, würde er die ausgestreckte Hand nicht ergreifen. Er löste seine Hand von der Armlehne und ergriff die des anderen, schaute den Dicken nicht an, obwohl er so nah bei ihm saß. Ein Gesicht

vergisst man leichter, wenn man die Augen nicht gesehen hat. Die große Hand drückte seine, schlaff und ein wenig feucht, sehr weiß. Mit je weniger Druck man Dinge berührt, desto größer ist die Chance, keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Noch besser ist es, sich Leukoplast-Ovale auf die Fingerkuppen zu kleben.

Das hatte er aber nicht getan, bevor er das Gewehr auf den Rahmen des offenen Badezimmerfensters auflegte und einmal den Abzug betätigte. Leise nannte er den Namen, an den er sich noch gewöhnen musste. Sneyd. Er sprach leise und bewegte dabei kaum die Lippen, sodass der Dicke ihn wahrscheinlich nicht verstanden hatte und sich später nicht daran erinnern würde. Außerdem übertönte der Motorenlärm die Stimmen. »Schneider?«, fragte der Dicke und hielt sich mit einer Grimasse, die wohl lustig sein sollte, die Hand hinters Ohr. Seine ausgeprägte Körperfülle zwängte ihn noch mehr in den engen Sitz.

Der Dicke erzählte ihm, er besitze in Toronto eine Konditoreikette und fliege nach London, um seine Tochter zu besuchen, die dort Wirtschaft studiere. Die Leute werfen mit Informationen um sich, um die sie niemand gebeten hat. Manchmal kann man einen Vorteil daraus ziehen, kann sich einen Beruf oder eine Art von Geschäft merken, das einem später ganz natürlich über die Lippen kommt. Er sagte, er arbeite als Leiter der Werbeabteilung eines Verlages. Diese Berufsbezeichnung hatte er kurz vorher in einer Zeitung gelesen, die jemand auf einem Sitz in der Abflughalle liegen gelassen hatte. Aus Zeitungen kann man alles Mögliche erfahren. Kurz hatte er auch erwogen, zu sagen, er sei für die tierärztlichen Belange eines Zoos verantwortlich.

Der Beruf, den er sich am liebsten vorstellte, war der eines Matrosen der Handelsmarine oder eines Lotsen auf einem der Frachter, die von Saint Louis über Memphis bis nach New Orleans den Mississippi hinunterfahren, von New Orleans nach Havanna und zu den kleinen Karibikinseln mit weißen Stränden und Palmen wie in den farbenprächtigen Reisemagazinen. Lotse,

Erster Offizier, Chefkoch, Barmann. Lange Wachen an Deck, das Steuerrad in beiden Händen, die Sonnenbrille unter dem Mützenschirm, das weiße Hemd mit den Kapitänsschulterstücken. In den bunten Illustrierten sah man oft Werbung, in der Segelschiffe und Luxusjachten abgebildet waren.

Man sagt irgendwas und die Leute glauben es einem. Er war jedoch erschöpft, nervös und nicht konzentriert genug, um gut zu lügen, sodass er den Mund hielt, als, nachdem das Abendessen abgeräumt worden war, das Licht ausging. Wenn James Bond in einem Flugzeug Platz nahm, zündete er sich als Erstes mit seinem glänzenden Ronson-Feuerzeug eine Morland an und bat die Stewardess um einen doppelten Wodka-Martini.

Das Flugzeug schien mit einem Mal stillzustehen. Der Dicke war mit einer Zeitung über dem Gesicht eingeschlafen und schnarchte hörbar, die Zeitungsseiten bewegten sich bei jedem Atemzug. Er nahm sie ihm vorsichtig vom Gesicht und las sie aufmerksam von der ersten bis zur letzten Seite durch. Das Foto war nicht einmal besonders groß und stach auch nicht besonders hervor. Es stammte aus einer alten Polizeiakte, zeigte ihn aber von vorn, so wie sonst auch. Undeutlich, schlecht gedruckt, noch undeutlicher im schwachen Licht der Kabine. Ein Ohr größer als das andere. Das Haar auf brutale Gefängnisart geschnitten. Und der Name, der alte, der erste, der ihm so fremd war wie sein damaliges Gesicht im Vergleich zu seinem jetzigen: das bartverschattete Kinn, die erschrockenen Augen und der herausfordernde Blick eines Gefangenen. In der Zeitung hieß es, er sei vermutlich tot. Um ihn loszuwerden und zu verhindern, dass er Namen nannte und sein Wissen preisgab, hätten ihn seine Komplizen oder Auftraggeber wohl getötet.

Plötzlich gingen die Lichter an, die Stewardessen begannen, das Frühstück zu servieren, und im ovalen Fensterchen war es Tag geworden. Dabei hatte er kaum ein Auge zugetan, und auf seiner

Uhr war es noch eins. Die Zeitung, die der Dicke sich aufs Gesicht gelegt hatte, lag jetzt auf dem Boden. Die Seite mit dem Foto hatte er zusammengefaltet und sich in die Hosentasche gesteckt. Je weniger sie wussten, desto fantastischere Geschichten erfanden sie. Von einer geheimen Landebahn in den Sümpfen Floridas war eine Cessna gestartet und hatte ihn als einzigen Passagier nach Kuba geflogen. Obwohl es dunkel war, als er die Zeitungseite herausriss, schaute er sich argwöhnisch um, ob die Stewardessen ihn beobachteten. Über Lautsprecher wurde durchgesagt, man werde in einer halben Stunde in Heathrow landen. Die Passagiere sollten ihre Pässe und Zollerklärungen bereithalten. Er betrachtete das Formular, das die Stewardess ihm vor einigen Minuten nach dem Abräumen des Frühstückstabletts überreicht hatte, und es auszufüllen schien ihm eine unlösbare Aufgabe. Neben ihm beschrieb der Dicke munter die leeren Zeilen, füllte Kästchen mit Großbuchstaben aus, Name, Geburtsdatum, Nationalität, Adresse im Herkunftsland, Adresse im Vereinigten Königreich, Flugnummer, Fluggesellschaft, Abflughafen, Nummer des Reisepasses.

In der Gesäßtasche seiner Hose trug er einen Revolver. James Bond trug seine Beretta in einem Schulterhalfter aus Antilopenleder. Wenn all diese Angaben schon im Pass standen, warum sollte man sie dann noch einmal aufschreiben? Ramon George Sneyd. Geboren in Toronto, Kanada, am 8. Oktober 1932. Im Pass war sein Name falsch geschrieben. Sneya, nicht Sneyd. Seine Schuld, weil er das Formular im Reisebüro gedankenlos ausgefüllt hatte, mit zitternder Hand, da die Angestellte ihn mit einem Übermaß an Aufmerksamkeit bedachte, mit der sympathischen Zuvorkommenheit, mit der man einen Krüppel bedient. Der Dicke warf einen Blick in seinen Pass, um die Nummer zu übertragen, nuckelte dabei zufrieden an der Kugelschreiberkappe. Mit einem Gefühl des Ekels dachte er daran, dass er ihn sich soeben noch ausgeliehen hatte.

Aus irgendeinem Grund war der Dicke plötzlich argwöhnisch geworden. Es gibt Menschen, die von ihrem Wesen her Denunzianten sind. Sie waren nie im Gefängnis. Sie sind nie mit auf dem Rücken gefesselten Händen auf einen Stuhl gedrückt, nie in die Ecke einer leeren Dusche getrieben worden. Nie haben sie sich nackt auf einem Zementboden gewunden, haben mit den Händen versucht, ihr Geschlecht zu bedecken, oder sind je mit Gummiknüppel geschlagen worden. Nie sind ihnen Haftverkürzung oder eine ungezieferrfreie Zelle gegen Information oder ein auswendig gelerntes Geständnis angeboten worden. Sie sind Denunzianten, weil es ihnen im Blut liegt, weil sie Spaß daran haben, weil es ihrem Wesen entspricht. »Gleich als ich ihn gesehen habe, wusste ich, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Ich habe ihn begrüßt, und er hat nicht reagiert. Ich habe ihn was gefragt, und er gab keine Antwort, als hätte er etwas zu verbergen. Er sagte, er hieße Schneider, doch dann sah ich, dass er in dem vor der Landung auszufüllenden Formular einen anderen Namen eingetragen hatte. Natürlich erinnere ich mich an sein Gesicht. Das werde ich nie im Leben vergessen. Die Art, wie er geguckt hat.« Er wurde fotografiert und grinste wie ein Held. Hunderttausend Dollar Belohnung. Dazu das ganze Geld, das sie ihm bezahlen, damit er seine Angebereien einer Illustrierten erzählt oder im Fernsehen, geschminkt, schwebend vor Wonne, damit er die Hand des Moderators schüttelt und ihn beim Vornamen nennt. Alle zerreißen sich die Kleider und beweinen scheinheilig den Toten, tragen den gerechten Zorn des Lynchmobs gegen jenen, der ihnen als Mörder gilt, doch will jeder nur seinen Vorteil, sobald er sich ihm bietet. Soll diesen Dicken der Schlag treffen!

Der Marmorkopf des Königs mit dem fontänenartigen Federbusch schaute übers Meer oder was immer das war. Das stolze Gesicht war leicht nach rechts gewandt. Auf jeden Fall roch

es nach Meer. Nah am Ufer fuhr ein Frachter mit stumpfem, hochgezogenem Bug und in frischem Schwarz gestrichenen Rumpf vorbei. An Deck sah man gelb gestrichene Kräne, hoch wie Segelmasten. An der Seite war ein Name aufgemalt: Jakarta. Jakarta ist die Hauptstadt von Indonesien. Kuala Lumpur ist die Hauptstadt von Malaysia. Die Hauptstadt der Mongolei ist Ulan-Bator. In der Schule wunderte sich die Lehrerin, dass er die Namen von Ländern und Hauptstädten, die Daten von historischen Ereignissen und die Höhe von Bergen kannte. Die Lehrerin verhehlte nicht den Abscheu, den sein Anblick bei ihr erregte, und sie hatte keine Bedenken, ihn vor den anderen lächerlich zu machen. Er kam barfuß zur Schule oder in alten Stiefeln, die ihm zu groß waren, und in einer verschlissenen Jacke seines Vaters, die Ärmel hochgekrempt. Bevor er das Klassenzimmer betrat, untersuchte die Lehrerin seinen Kopf nach Läusen, und wenn er welche hatte, ließ sie ihn nicht herein.

Der Mount Everest ist achttausendachthundertachtundvierzig Meter hoch. Ottawa ist die Hauptstadt von Kanada. In Südafrika gibt es die größten Gold- und Diamantbergwerke der Welt, und weiße Männer, die mit Feuerwaffen umgehen können und die schwarzen Bergarbeiter bewachen, werden gut bezahlt. In Biafra oder im Kongo ist ein weißer Söldner ein Held, ein Glücksritter.

Um im Winter den Ofen zu heizen, riss sein Vater die Bodenbretter heraus und später die Dachsparren. Vorher hatte er bereits sämtliche Äste der wenigen Bäume abgesägt, die es auf dem unfruchtbaren Gelände gab, das zu bearbeiten er eine Zeit lang vorgehabt hatte. Am Ende benutzte er es als Lagerstätte unter freiem Himmel oder Schrottplatz. Mitten in der Nacht pinkelte er oder erbrach sich in einen der Eimer, die er aufgestellt hatte, um den durchsickernden Regen aufzufangen. Als sein Vater das Bettgestell auseinandernahm, auf dem er und seine kleinen Geschwister schliefen, legten sie sich zum Schlafen auf

den Boden und deckten sich die Köpfe zu, um nicht im Ofenqualm zu ersticken.

Die Hauptstadt von Australien war Canberra. Im Gefängnis verdiente er sich etwas dazu, indem er an andere Häftlinge Wildwest- oder Zukunftsromane verlieh oder abgegriffene Zeitschriften mit Schwarz-Weiß-Fotos von nackten Frauen, mit grellbunten Titelblättern, auf denen Frauen mit aus zerrissenen Blusen platzenden Brüsten von wilden Eingeborenen oder Tieren angegriffen wurden. Er verlieh auch Pokerkarten, auf denen nackte Frauen mit irgendeinem Kolonialattribut abgebildet waren: einem Tropenhelm, einem Leopardenfell, einer Lanze.

Er las den *Reader's Digest*, das *Time Magazine*, die medizinische Enzyklopädie und *National Geographic*, alles alte und überholte Ausgaben, die wer weiß wie in die Gefängnisbibliothek gelangten. Die James-Bond-Romane hatte er alle mehrmals gelesen. Jeden Monat erhielt er das *True Magazine* mit Reportagen über Entdeckungsreisen auf Segelschiffen, über Großwildjagd in Afrika, Tigerjagden in Indien, verlorene Inseln der Karibik oder im Pazifik vor der mexikanischen Küste, über die Sinnlichkeit eingeborener Frauen mit bunten Sarongs und nackten Brüsten auf Tahiti, über Falkneri, über die Sichtung außerirdischer Raumschiffe.

In *James Bond jagt Dr. No* erwacht Bond an einem Karibikstrand und erblickt von hinten eine nackte Frau, die nichts als einen Ledergürtel mit einem Harpunenhalfter trägt. Falkneri ist die Kunst der Jagd mit abgerichteten Falken. Der Fachbegriff für das, was man gewöhnlich »Fliegende Untertasse« nennt, ist Unidentifiziertes Flug-Objekt. Er las Bücher über Yoga und Hypnose, und um seinen Wortschatz zu bereichern, lernte er ganze Reihen nach Alphabet geordneter Wörter auswendig. Dem National Investigations Committee On Aerial Phenomena, NICAP, zufolge wird die Erde schon seit Langem von interplanetarischen Raumfahrzeugen beobachtet. Er lernte die

Bedeutungen langer und schwieriger Abkürzungen auswendig. Er prägte sich die Aufnahmen von Gletschern und exotischen Stränden und deren Namen ein, um sich besser vorstellen zu können, wie es für ihn selbst dort wäre, wenn er einmal aus dem Gefängnis geflohen wäre. Puerto Vallarta. Acapulco. Traumstrände an der Pazifikküste.

Die Hauptstadt von Rhodesien ist Salisbury. Die Hauptstadt von Angola ist Luanda. In Angola war ebenfalls Krieg, und dort wurden weiße Söldner gesucht. Brasilien hat kein Auslieferungsabkommen mit den Vereinigten Staaten. Eines Tages kam er aus der Schule und seine Mutter hatte die Hälfte aller Seiten aus seinem Erdkundebuch herausgerissen, um damit den Küchenherd anzuzünden. Die andere Hälfte hing an einem Haken auf dem Klo. In Rhodesien ist ein weißer Mann immer noch ein Mann, der stolz darauf ist, weiß zu sein und die Freiheit seines Vaterlandes mit der Waffe in der Hand zu verteidigen.

Der Beamte im Überseeministerium hatte ihn vielleicht etwas zu aufmerksam angeschaut. Jetzt erinnerte er sich, dass er auf dem Durcheinander der Aktenbündel eine zusammengefaltete Zeitung hatte liegen sehen. Wie auch immer, er hatte keine andere Wahl, als noch einmal in dem Büro zu erscheinen. Es war eine Erleichterung gewesen, dass der Mann Englisch sprach. Man merkte, dass es ihn freute, sich gewählt auszudrücken, wenngleich sein Akzent recht seltsam klang. Die Leute hier zu verstehen, sich ihnen verständlich zu machen war eine Qual, ein einziges Ärgernis, eine Abfolge von Missverständnissen und umständlichen Erklärungen, von Gesten und einzelnen Wörtern, die nichts bedeuteten. Diese Leute sprachen in dunklen Worten, die kaum über ihre Lippen gelangten, und sahen einem selten in die Augen. Es war, als wäre er auf einem anderen Planeten gelandet. Er verstand nicht einmal den Namen der Stadt, wenn die Leute ihn aussprachen. Die Worte endeten vorzeitig in einem verkürzenden Raunen.

Anfangs hatte ihn die Tatsache, sich in einer Stadt wiederzufinden, in der kein Englisch gesprochen wurde, getroffen wie ein Schlag auf den Kopf. Wieso hatte er dieses Detail nicht vorher bedacht? Man kann die Dinge so gut planen, wie man will, am Ende ist doch alles anders. Er lebte wie in einem Nebel, der sich nicht auflösen wollte, der träge war wie die Geräusche, die diese Menschen von sich gaben – diese Menschen mit ihren unstillen Augen, traurigen Gesichtern, tiefen Haaransätzen, gedrunghenen Körpern und ihrer zurückhaltenden Höflichkeit. Als sei er mitten in eine große Verschwörung geraten, in die er als Einziger nicht eingeweiht war.

Der Beamte im Überseeministerium betrachtete seinen Pass, ohne an die Zigarette zu denken, die er auf der Tischkante abgelegt hatte und die schon den Rand zu versengen drohte. Nichts brachte ihn aus der Ruhe. Er stand jetzt vor dem Tresen, bereits leicht nervös, besorgt über die Aufmerksamkeit, mit der sich der Beamte die Seiten seines Passes ansah, einen abgekauten Bleistift hinterm Ohr und Dinge in seiner unverständlichen Sprache murmelnd, dann in seinem seltsam künstlichen Englisch. Er solle am nächsten Tag wiederkommen, entnahm er schließlich den Worten des Mannes, der mit einem nikotinfleckigen Finger auf seine Armbanduhr zeigte, als hätte er es mit einem geistig Zurückgebliebenen zu tun.

Mit einem Anflug von Panik wandte er sich halb um, wie schon so oft in dem Gefühl, man stehle ihm die Zeit, um ihn aufzuhalten, mit dem dringenden Bedürfnis, von hier zu verschwinden und dem Ablauf zu folgen, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Nie trat er irgendwo ein, ohne gleich nach möglichen Ausgängen Ausschau zu halten. Er ging und stieß auf Englisch eine Verwünschung aus, die ihn erleichterte, die der, an den sie gerichtet war, aber wahrscheinlich nicht verstand. Er ging durch einen schmalen mit metallenen Aktenschränken vollgestellten Flur davon und suchte den Ausgang, als hinter ihm eine Stimme,

die ihn schon mehrmals gerufen hatte, ohne dass er sie beachtete, ohne dass er verstand, was sie sagte, ihn stehen bleiben ließ. Der Beamte reichte ihm etwas entgegen, und er brauchte eine Weile, bis er begriff, was es war: *Senhor, o seu passaporte*. Er hatte ihn auf dem Schaltertresen liegen lassen. Unglaublich, wie leicht er jetzt schon Dinge vergaß, wie ein Idiot.

Der Frachter glitt langsam von rechts nach links, von einer Ecke des Platzes zur anderen, des riesigen Platzes, der am Wasser endete, am Meer, wohin der König mit seinem Gefolge von Elefanten und seinem Helm mit Federbusch ritt. An Deck sah man die Gestalten von Seeleuten. Einer lehnte an der Reling und schaute auf die Stadt, die bald hinter ihm zurückbleiben würde. Er hielt etwas in seinen Händen: ein Fernglas. Er selbst hatte seines in demselben Bündel alter Kleider zurückgelassen, in dem er auch das eben abgefeuerte Gewehr eingewickelt hatte, hatte es einfach fallen lassen, ohne groß darüber nachzudenken, hatte die Hand geöffnet, die den Koffergriff umklammert hielt, und im selben Moment den Fehler erkannt, ohne ihn ungeschehen machen zu können.

Wenn er sich anstrengte, konnte er erkennen, dass der Seemann an der Reling mit seiner schwarzen Tellermütze, den goldenen Bordüren und dem weißen Uniformhemd ein Offizier war. Vielleicht schaute er voller Hochmut auf die an Land feststehenden Menschen, die hinter ihm in der lauten, verfallenden Stadt zurückbleiben würden. Durch sein Fernglas würde er auch den Mann im schwarzen Anzug mit Krawatte, blassem Gesicht und Sonnenbrille sehen, der am Rand des Platzes stand, ganz nah am Wasser, zu dem eine Marmortreppe hinunterführte, an die eine auslaufende Bugwelle des Frachters schwappte.

Im Taumel der Flucht hatte er den Plastikkoffer fallen lassen und auch das in die alte Bettdecke eingewickelte Gewehr. Nach dem einzigen Schuss, den er abgefeuert hatte. Nachdem er den

schmalen, nach Urin und Desinfektionsmittel riechenden Flur durchquert hatte, die Treppe hinuntergestolpert war und die Tür zur Straße aufgestoßen hatte, wo es schon dunkel zu werden begann. Er hatte den Rückstoß in der rechten Schulter gespürt, konnte sich jedoch nicht erinnern, die Detonation gehört zu haben. Es war, als wäre alles lautlos vonstattengegangen, irgendwie gedämpft, nicht wirklich real, was sich in der Erinnerung noch verstärkte.

An besonders viel erinnerte er sich nicht. Und wenn er es tat, war es, als sähe er die Dinge von außen. Von außen und aus der Ferne, der sicheren Distanz, aus der das starke Zielfernrohr eine heimliche, gefahrlose Nähe machte. Der Verkäufer im Waf-fengeschäft hatte ihm versichert, mit diesem Gewehr könne er einen Hirsch auf dreihundert Meter erlegen. Einen Hirsch oder einen auf ihn zurennendes Nashorn.

Als sähe er einen Film oder zwinkere mit einem Auge, um das andere an diese Guckapparate anzupassen, die es auf den Jahrmärkten immer gab. Mit fernen Palmenstränden und orientalischen Palästen. Durch das Zielfernrohr sah er den Mann, der aus dem Zimmer auf die Veranda trat, sich mit der Hand durchs Gesicht fuhr, als hätte er sich gerade rasiert, dasselbe schwarze Gesicht, das man von Fotografien und aus dem Fernsehen kannte, das Gesicht mit den breiten Wangenknochen, den schmalen Augen, die Haut von Rasierwasser glänzend.

Es war schon seltsam, ihn zum ersten Mal aus solcher Nähe, mit all den Details zu sehen. Hinter ihm bewegte der Wind die Gardine des Motelfensters, blähte sie wie das Segel eines Schiffes. Auf die Entfernung bewegten sich die Lippen lautlos. Er hielt eine unangezündete Zigarette in der Hand. An der schwarzen Hand sprangen das Gold des Fingerrings und der Armbanduhr besonders ins Auge, das makellose Weiß der Hemdmanschetten, wirklich vornehme Manschetten, die nie verschleifen und in den Wäschereien der besten Hotels pfleglich behandelt würden.

Auf der anderen Seite des Parkplatzes und der Straße, in der schäbigen Absteige, dem Bad mit den Kackspuren in der Kloschüssel, stellte er sich breitbeinig in die verdreckte Badewanne, um einen sicheren Stand zu haben. Die Abdrücke seiner Sohlen würden auf der schmutzigen Oberfläche zu sehen sein. Als er die Waffe ans Gesicht hob, überlagerte der Geruch von Waffenöl und Metall den Gestank aus der Kloschüssel, in die jemand gepinkelt oder sich erbrochen hatte, ohne hinterher an der Kette zu ziehen. Vielleicht funktionierte auch bloß die Wasserzufuhr nicht. In der Hitze gäerte der Urin.

Irgendeiner der verblödeten oder alkoholisierten Gäste versuchte, die Badezimmertür zu öffnen, und schlug mit der Faust dagegen. In einem nahen Zimmer mischte sich der Ton eines überlaut eingestellten Fernsehers mit dem Geschrei eines Mannes und einer Frau, die in der schleifenden Sprache von Betrunknen miteinander stritten. Nach der Geburt des vierten oder fünften Kindes, das geistig behindert zur Welt kam, begann seine Mutter so stark zu trinken, dass sie, wenn sie aus dem Schaukelstuhl aufstand, in dem sie den ganzen Tag über saß und trank, alles umstieß, was sich ihr in den Weg stellte. Sie selbst fiel um und schlief auf der Erde ein, atmete in den Staub des Bodens, dessen Dielen schon längst herausgerissen und verheizt worden waren. Sie bekam dann noch vier weitere Kinder. Wenn sie ihn jetzt sehen könnte in seinem dunklen Anzug mit Krawatte, mit seinen Krokodillederschuhen, seiner Sonnenbrille und seinem neuen Auftreten, würde sie ihn nicht wiedererkennen. Wenn sie noch leben würde und ihn sehen könnte! Sie war einundfünfzig Jahre alt, als sie an Leberzirrhose starb. Im Gefängnis zu sitzen war die perfekte Entschuldigung, nicht an ihrer Beerdigung teilnehmen zu müssen.

Im Augenblick kann niemand auf der Welt wissen, wo er sich aufhält. Sooft sie auch versichern, dass sie ihm auf der Spur sind,

dass nicht die geringste Chance besteht, dass er das Land verlassen hat, der Ring durchbrochen ist, der ihn daran hindert, über die Grenze nach Kanada oder Mexiko zu fliehen. Alles nur Lügen. Tausende von Bundesagenten verfolgen jede Spur, die er auf seiner Flucht hinterlassen hat, finden jeden Fingerabdruck, jedes Haar in einem Kamm, jeden Beleg, den er unterschrieben hat, die Rechnung für ein Jagdgewehr, ein Zielfernrohr, mehrere Schachteln Munition, leere Bierdosen, Kleidung mit den Etiketten von Wäschereien. Die Kugeln waren rund und nicht spitz, um Gewebe zu zerreißen und Knochen zu zerschmettern, und jede Chance auf eine saubere Wunde zunichtezumachen. Egal, was sie erzählen; was sie gefunden haben, war schon bedeutungslos, als sie es fanden, so wie die abgeworfene Haut einer dieser Schlangen, die blitzschnell im sumpfigen Dickicht des Flusses verschwanden. Das Gewehr, die Munitionsschachtel, das Auto, das Transistorradio, der Anzug, der in einer Wäscherei geblieben war, noch unter dem anderen Namen. Das Transistorradio ist das Einzige, was er wirklich vermisst. Er hatte es sich fest zwischen die Beine geklemmt, als er sich in dem Brotkarren unter dem Blech mit den frisch gebackenen Brötchen zusammenkauerte, die sein Hungergefühl noch verstärkten, ihn an die lange Zeit denken ließen, die er Hunger leiden würde, bis er wieder zu essen bekäme.

Hätte er das Radio jetzt, könnte er vielleicht Sender auf Englisch empfangen und nicht nur dieses düstere Summen, das man hier überall hörte. Wenn er rechtzeitig sein Visum für Angola bekäme, würde er mit diesem Schiff fahren, das ihn an die Jakarta erinnerte und noch im Hafen vertäut war.

Das Wort Angola ist genauso aufregend wie das Wort Rhodesien oder Mozambique. Auf den knallbunten Umschlägen der Zeitschrift *Men's Real Adventures* retteten braun gebrannte, muskelbepackte Männer halb nackte Frauen vor allen möglichen Gefahren: federgeschmückten Eingeborenen, Jaguaren mit weit

aufgerissenen Mäulern, Schlangen, die sich an den Schenkeln der Frauen nach oben wanden. Die Spelunken in den finsternen Hafengassen, in denen Seeleute und Huren verkehrten, hatten Namen von Städten aus fernen Ländern oder von amerikanischen Staaten. Die tägliche Liste mit den Namen von einlaufenden oder ablegenden Schiffen, ihrer Bestimmungs- oder Transit-häfen entzündeten seine Fantasie wie damals in der Schule, wenn er die Namen auf den verknitterten Wachstumlandkarten auszusprechen versuchte: Mozambique, Indien, Beira, Sofala, Angola, Luanda, Veracruz.

In einige Gassen drang die Sonne nie vor, und die Leuchtreklamen blinkten sogar am Tag. Der Schriftzug der *Texas Bar* war mit einem Kaktus und einem Cowboyhut garniert. Es gab auch eine Bar, die *Alabama* hieß. Als er sie zum ersten Mal sah, kam es ihm komisch vor, dort diesen Namen zu begegnen. Zurück im Hotel würde er gleich auf der Weltkarte nachsehen, wo genau in Afrika sich die beiden portugiesischen Kolonien befanden. Das Geld zerrann ihm zwischen den Fingern, und er gab es immer noch für Landkarten und Zeitungen aus. Er war ein paar Schritte die Stufen am Ende des Platzes hinuntergegangen, die im Wasser endeten, geistesabwesend dem Schiff und der Silhouette des Offiziers folgend, der von der Brücke aus durch sein Fernglas schaute. Nach der letzten Stufe wurde der Marmor zur geriffelten Rampe, glitschig von Algen. Das Wasser war gestiegen und durchnässte seine Schuhe, seine Socken, seine Hosenaufschläge. Am Ende der Treppe stand zu beiden Seiten eine Säule, und auf jeder saß eine Möwe.

Der Mann an der Rezeption des *Hotel Portugal* schaute ihm in die Augen, als er ihm den Zimmerschlüssel gab, und er wandte den Blick ab und murmelte etwas, das ein Gruß hätte sein können. Erst die Augen geben dem Gesicht eine Identität. Schließt man einem Toten die Augen, ist es, als hätte man seine Gesichtszüge

abgewischt, und wer herantritt, um ihn anzusehen, erkennt ihn schon nicht mehr. Auf dem Foto im Reisepass trug der Reisende aus Kanada eine Brille wie ein Professor oder Anwalt, und er hatte sie auch in der Nacht getragen, als er ins Hotel kam, doch danach hatte er sie nicht mehr aufgesetzt. Manchmal trug er eine andere, eine gegen die Sonne, und wenn er von der hellen Straße eintrat und sie absetzte, waren seine Augen gerötet.

Die Augen hatten eine schwer zu beschreibende Ungleichheit, eine fehlende Symmetrie, genau wie die Ohren. Eines war größer und hing etwas tiefer. Der Mann an der Rezeption bemühte sich, Englisch mit ihm zu sprechen, um sich in der Sprache zu üben, doch der Gast verstand ihn nicht oder hörte schlecht. Er nickte oder bewegte nur ein wenig den Kopf, schaute dabei zur Seite und verzog die Mundwinkel, als verbeiß er sich einen Schmerz, und das Wenige, was er sagte, war unverständlich, außer, er wollte etwas erfahren: wie man zur Botschaft von Südafrika kam, zur kanadischen, zum Hafen, wo man englischsprachige Zeitungen kaufen konnte.

Der Stoß Zeitungen, den er unterm Arm trug, verstärkte noch den Eindruck eines dubiosen Professors, den er am ersten Abend hinterlassen hatte und der auch auf dem Passfoto zum Ausdruck kam, viel weniger jedoch auf seinem Gesicht im Lauf der Tage: ein betrügerischer Professor, der seine Dissertation gefälscht hat oder erwischt wurde, wie er eine Studentin begripschte, sich an einer Schülerin rieb. Ein Leichenbestatter mit Alkoholgeruch im Atem. Zeugen, die ihn am 5. April in Atlanta gesehen hatten, frühmorgens, etwas mehr als zwölf Stunden nach dem Schuss, gaben an, sie hätten ihn für einen Versicherungsvertreter gehalten oder für einen Prediger.

Er schloss seine Zimmertür ab und las auf dem Bett liegend die Zeitungen. Auf dem Nachttisch lagen ein Handbuch über Hypnose, ein Spionageroman mit dem Titel *Tangier Assignment*, ein Heft zu einem Fernkurs über Schlosserei, ein Buch mit

einem Titel in Großbuchstaben, der über die ganze Umschlagseite ging: *Psycho-Kybernetik*. Der Boden am Fußende des Bettes war voller zerblätterter englischer und amerikanischer Zeitungen. In einer portugiesischen Zeitung stand auf einer Seite eine Liste aller Schiffe, die im Hafen einliefen oder ausliefen. In der Schublade eines Tischchens am Fenster verwahrte er Reiseprospekte aus Südafrika auf, einige Städtenamen waren unterstrichen, an den Rändern standen Zahlenreihen. Es waren Berechnungen, Summen, Reste, kleine Mengen stets, arithmetische Operationen, um den Gegenwert von Dollars und Escudos zu ermitteln. Auf einem Schreibblock mit dem Briefkopf des Hotels hatte er verschiedene Unterschriften geübt: Ramon Sneyd, Ramon George Sneyd, R. Sneyd, R. G. Sneyd, Ramon G. Sneyd. In zehn Tagen bekam er weder Anrufe noch Besuch und gab auch keine Briefe oder Ansichtskarten ab, die auf die Post gebracht werden sollten. Ein Brief aus der Rhodesischen Botschaft wurde für ihn abgegeben, sein Name, der des Hotels und die Anschrift säuberlich mit Schreibmaschine auf den Umschlag getippt. Am anderen Morgen lagen der geöffnete Umschlag und der Brief – eine kurze offizielle Mitteilung – im Papierkorb des Hotelzimmers.

In einer der ersten Nächte hörte der hinter seiner Rezeption dösende Nachtportier lautes Gelächter an der Drehtür des Hotels, aus der er dann eine junge, stark geschminkte Frau mit übertriebenem Dekolleté hereintreten und mit ihren hohen Stöckelabsätzen auf dem abgetretenen Teppichboden umknicken sah. Hinter der Frau erschien der ernste Gast mit seiner Professorenbrille, das Gesicht so bleich wie Wachs oder weiß wie Kreide, mit einer Zigarette in der Hand. Die Frau nahm seinen Arm, und da sie etwas größer war als er, beugte sie sich ein wenig hinab, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern, zu dem er nickte, als hätte er es verstanden. Sie nahm ihm die Zigarette aus den Fingern, die er für sie gehalten hatte, während sie sich das Gesicht

puderte oder das Rot der Lippen nachzog. Er löste sich von ihr und reckte sich wahrnehmbar, bevor er mit seinem unsteten Blick um den Schlüssel bat, wobei er dem Nachtportier diesmal jedoch kurz in die Augen sah. Seine hellblauen, fast farblosen Augen waren zusammengekniffen und deuteten darauf hin, dass er getrunken hatte. Er hielt das etwas schwankende Gleichgewicht eines Betrunkenen, der jederzeit umfallen kann. Ein sehr bleicher Betrunkener, gekleidet wie ein Professor mit Gelehrtenbrille, ein Professor, den man vormittags beim Verlassen einer Peepshow oder eines Pornozeitschriftenladens erwischen kann, ein Leichenbestatter ohne Ethos.

Der Mann an der Rezeption schluckte und sagte in seinem pedantischen Englisch, Frauenbesuch im Hotelzimmer sei nicht gestattet. Einen Moment lang starrte ihn der Gast mit einem Ausdruck von Überraschung oder missglücktem Lächeln direkt in die Augen, wie jemand, der seine Gesichtsmuskeln nicht ganz in der Gewalt hat. Er stand benommen da, als die Frau den Nachtportier mit einem Fluch auf Portugiesisch bedachte, ihn am Arm zog und jetzt in einem rudimentären Englisch erklärte, sie kenne einen viel besseren Platz, eine richtige Suite. Sie zerrie ihn nach draußen, und beide blieben in der Drehtür stecken. Zwischen zwei Blättern der gläsernen Tür gefangen, warf der Gast mit seinen hellen kleinen Augen, das blasse Gesicht völlig ausdruckslos, einen Blick zurück zum Nachtportier.

3

Zum ersten Mal kam ich Anfang Januar 1987 nach Lissabon, weil ich an einem Roman schrieb, der zum Teil dort spielte. Mir war gar nicht bewusst, wie jung ich war. Ich selbst hielt mich nicht für jung und glaubte, mein Leben verlaufe in festen Bahnen, in Zukunft werde sich nicht mehr viel ändern: dreißig Jahre, fast einunddreißig, verheiratet, ein Kind, das zweite unterwegs, Autor eines Buches, eine Hypothek, die Anfang des nächsten Jahrhunderts abbezahlt sein würde, und ein sicherer Arbeitsplatz als Staatsbeamter. Unter seiner stillen Oberfläche bestand mein Dasein aus einer wahllosen Aneinanderreihung bruchstückhafter Leben, einem Nichtausleben frustrierter Sehnsüchte, aus verstreuten Teilen, die nicht zusammenpassten. Das meiste von dem, was ich tat, berührte mich nicht. Was ich in meinem Innern war und was mir wirklich etwas bedeutete, blieb einem Großteil der Menschen um mich herum verborgen. Aus Bequemlichkeit und der puren Trägheit äußerlicher Zwänge hatte ich jahrelang Konformität und Missstimmung kultiviert, das Gefühl, Transitwelten zu bewohnen, die nichts miteinander zu tun hatten und in keiner von denen ich ganz zu Hause war. Ich war Beamter, weil ich nichts anderes gefunden hatte, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten, aber ich war auch – oder eigentlich – Schriftsteller, obwohl mir nicht einfiel, das Wort wie selbstverständlich zu benutzen. Jemand sich selbst als »Schriftsteller« bezeichnen zu hören kam mir so peinlich vor, wie wenn er sich »Dichter« genannt hätte. Wie kann einer sicher sein, dass er ein Dichter ist? Ich war über eine Stellenausschreibung Beamter geworden, doch das gab mir noch nicht das Gefühl, in dieselbe Welt zu gehören,

die meine Kollegen im Büro auf so bequeme Weise bevölkerten. Ich war einer von ihnen, weil ich einen Großteil meines Lebens in diesem Büro verbrachte und weil sie mir Zuneigung entgegenbrachten; gleichzeitig kam ich ihnen seltsam vor, weil ich Artikel für eine Zeitung schrieb, einen Roman veröffentlicht hatte und in meiner täglichen Arbeit vor allem mit komischen Leuten zu tun hatte, meistens mit Fremden, die sich auffällig oder exzentrisch kleideten, Künstler, Musiker, Theaterschauspieler, Eindringlinge in jenem städtischen Bürogebäude, in dem ich sie empfing. Klar war aber auch, dass ich für diese Künstler, die in den meisten Fällen nichts von meinen literarischen Neigungen wussten, ein Beamter war, der behäbig hinter seinem Metalltisch hockte und bei seiner förmlichen Arbeit und mit seinem förmlichen Äußeren nichts von ihnen wusste und verstand.

Ich führte ein Leben im Büro und ein zweites außerhalb davon, genauso zerstückelt wie das erste. Ich war verheiratet, aber meine Frau arbeitete in einer anderen Stadt und wir sahen uns nur an den Wochenenden. Von Freitagnachmittag bis Sonntagabend war ich verheiratet und hatte einen Sohn, und von Montag bis Freitag lebte ich allein. Freitagnachmittags nahm ich den Bus und war in einer guten Stunde in meinem anderen Dasein angekommen. Kam meine Frau mit dem Auto, den Jungen auf dem Rücksitz, nach Granada, waren das Familienleben und das Vatersein für mich am frühen Montagmorgen zu Ende. Die Wohnung, in die ich am Abend zurückkehrte, war dann schon wieder die eines Alleinstehenden. An den Freitagen, an denen sie nach Granada kam, verbrachte ich ein bis zwei Stunden mit Putzen in dem Bemühen, die sich über mehrere Tage angesammelte männliche Unordnung zu beseitigen. Es war stets ein lästiger Übergang von einer Welt zur anderen, von der Einsamkeit zur Geselligkeit, von den Gespenstern zu wirklichen Menschen. Sogar die Wohnung war eine andere. Das Kind in meinen Armen drückte sich

an mich, wenn wir uns wiedersahen, sein rundes Gesichtchen ganz nah an meinem Gesicht, seine Beine um mich geschlungen.

Auch die Stadt veränderte sich in diesen zwei oder drei Tagen. Sie wurde morgendlich und aufgeräumt, und der Abend kam viel früher; ihre Topografie bestimmten nicht mehr nächtliche Bars, sondern Spaziergänge zu Schaukeln, Supermärkten und Eisdielen; das frühmorgendliche Erwachen roch nach Puder, Schweiß und Babyöl, nicht nach Kater und kalter Zigarettenasche; statt Billie Holiday, John Coltrane oder Tete Montoliu erklangen jetzt Trickfilmmelodien aus der Musikanlage. Die Literatur führte an den Wochenenden ein Schattendasein.

Es gab kaum Berührungspunkte zwischen meinen getrennten Welten. Ihre Bewohner vermischten sich nicht und wussten oft nicht einmal von der Existenz der anderen. Mir fiel es ebenso leicht, vollkommen in eine meiner Welten einzutauchen, wie sie hinter mir zu lassen oder zumindest vorübergehend aussetzen. In dieser Zeit kam mir das andere Leben dann wie ein Haus vor, in dem während der Abwesenheit seines Bewohners jemand lebt. Ich fühlte mich zwar nicht ständig unter Spannung wie ein Betrüger, doch war mir die Sicherheit, etwas zu besitzen, ebenfalls fremd. Der Titel eines Romans von Patricia Highsmith traf mein Lebensgefühl am besten: *Das Zittern des Fälschers*. Manchmal ging ich mit meiner Frau und meinem Sohn spazieren und erblickte von ferne einen Bewohner meiner Montag-bis-Freitag-Welt oder der Welt der Nacht und nicht des Tages und wechselte dann die Straßenseite, um ihm nicht zu begegnen. Ich konnte bis drei oder vier Uhr morgens in einer verqualmten Bar mit Literaten, Musikern oder Flamencotänzern trinken, drückte um fünf nach acht in der Stadtverwaltung die Stechuhr und tat so, als interessierten mich die Unterhaltungen meiner Kollegen in dieser angenehmen Stunde, in der die Büros

noch nicht für den Publikumsverkehr geöffnet waren. Das vorhersehbare und ereignislose Leben in Granada ödete mich an, doch wenn ich nach Madrid kam, erfassten mich Schwindel und Angst, und ich bestieg mit unbeschreiblicher Erleichterung den Zug zurück. Wenn ich allein war, zog ich fast jede Nacht durch die Bars. In jener Zeit, den Achtzigerjahren, schien sich in den nächtlichen Bars jeden Moment etwas Strahlendes und Entscheidendes ereignen zu können, eine Begegnung oder Offenbarung, ein Abenteuer, das ein Leben veränderte, wenn man nur lange genug durchhielt und trank und mehr noch, wenn man außer Alkohol auch Haschisch und Kokain konsumierte und rauchte, bis einem die Lungen brannten. So gut wie immer jedoch hielt sich ein Teil von mir zurück, blieb wachsam und gestattete mir nicht, mich ganz zu verlieren, der Trunkenheit hinzugeben oder der kichernden und stets ein bisschen lächerlichen Blödsinnigkeit des Cannabis. Ein Rest von Skepsis gegenüber dem, was ich gerade erlebte, als würde ich von außen daraufschauen. Ich sah heimlich auf die Uhr und überschlug, wie lange ich würde schlafen können, bis um sieben der Wecker klingelte. Ich spürte schon das Schwindelgefühl, diese beginnende Übelkeit, und den kruden Nachgeschmack des Alkohols, der die Trunkenheit in Verruf bringt, aber nicht beseitigt und sich noch auf der Zunge und im Atem hält, wenn man am Morgen in den Spiegel schaut. Ich mochte diese Momente verräucherten Glanzes im Flamencoraus, wenn man die Zeit vergisst und alles wie in trübem Glas gespiegelt oder in das zuckende Licht eines Öllämpchens getaucht erscheint, wenn das Klacken der Sohlen und das Klatschen der Hände direkt in den Schläfen widerhallten und in der klaustrophobischen Ausweglosigkeit der geschlossenen Tavernen und des primitiven Rausches von Branntwein und Schnaps die Stimmen der Sänger vor Heiserkeit zu zerreißen drohen.

Doch ab einem gewissen Punkt wollte ich nur noch nach Hause, nach draußen auf die dunkle Straße gehen und die klare,

frische Luft einatmen, Ruhe haben. Ich erinnere mich an eine Nacht Ende September auf der Plaza Bib-Rambla, es war noch sommerlich warm. Das Semester hatte begonnen, und ich lebte nach langen Ferienwochen als Ehemann und Vater wieder allein. Der Sänger – scharfe Adlernase im ernsten Gesicht eines Zigeuners oder Indianers – war ein Freund von mir. Ich hatte bei der Vorbereitung des Konzerts mitgeholfen und ihm einen offiziellen Briefumschlag überreicht, der das Honorar des Abends in bar enthielt. Ich gab ihm den Umschlag, er schaute hinein, ohne nachzuzählen, und unterschrieb die Quittung. Fünfundzwanzigtausend Peseten. Er gab alles aus in dieser Nacht. Die ganzen fünfundzwanzigtausend Peseten rannen ihm im Lauf der Nacht durch die Finger, weil er alle einlud und jeden freihielt, eine ganze Truppe von Freunden, Verwandten, Kollegen, Bekannten und Schmarotzern, zu der auch ich gehörte. Wir zogen von Bar zu Bar über die Gassen und Plätze des Realejoviertels und dann des Albaicín, zu geheimen Lokalen in dunklen Gebäuden, wo man auf eine bestimmte Weise anklopfen musste, damit einem die Tür geöffnet wurde. Unerschöpfliche Mengen von Haschisch gingen durch die Hände der Flamencos und ihrer Gefolgsleute, die mit fachmännischen Fingern die duftenden Brösel mit hellem Tabak vermischt auf Zigarettenpapier streuten und zusammenrollten.

Ich stolperte über das Kopfsteinpflaster des Albaicín und fürchtete zurückzubleiben, mich im Gewirr der Gassen zu verlaufen und nie mehr den Ausgang aus diesem Labyrinth zu finden. Eine oder zwei Frauen aus der Gruppe gefielen mir besonders, doch im Nebel des doppelten Rausches von Alkohol und Haschisch war mir, als hätte ich etwas Ungenügendes oder Peinliches an mir, das mir die Erfüllung des Verlangens unmöglich machte. Ich ließ mich mit den anderen treiben, verlor mich im Glück ihrer Gesellschaft und der wogenden Musik, doch ein Teil von mir hielt sich abseits, am Rand, treulos, fremd. Einer in der

Kohorte jener Nacht war ein Trödler, ein Antiquar oder Kunsthändler, der mich schon deshalb einschüchterte, weil er die Figur eines Harpuniers hatte und eine tabakraue Donnerstimme, die unabweisliche Befehle gab, wenn sie eine neue Runde Getränke orderte oder auf der Straße den Namen der nächsten anzusteuern den Kneipe verkündete. Er hatte die sonnengegerbte Haut eines Seemanns, blaue Augen, eine wilde Lockenpracht zwischen Blond und Grau, wie ein Ire, und er humpelte, auf zwei Krücken gestützt, einen Fuß in Gips. In den Bars legte er das eingegipste Bein auf einen Schemel, und wenn ihm jemand querkam, fuchtelte er drohend mit einer seiner Krücken. Je betrunken er wurde, desto taumelnder wurde sein Gang durch die Gassen und umso unvermeidlicher erschien sein Zusammenbruch. Inmitten unseres lärmenden Treibens richteten sich seine kleinen blauen Augen manchmal auf mich, als traue er mir nicht über den Weg. In einer der letzten Bars, in denen wir landeten, versuchte er auf die Beine zu kommen, legte mir seine Pranke auf die Schulter, und mit halb auf die Brust gesunkenem Kopf und Argwohn im Blick knurrte er mit schleppender Stimme: »Ich weiß nicht, ob du ein Spitzel der Unterwelt im Rathaus bist oder ein Spitzel des Rathauses in der Unterwelt.«

Vor jedem meiner Leben verbarg ich mich im anderen. Zwischen dem, was ich tat, und dem, was ich mir wünschte oder erträumte, gab es kaum einen Zusammenhang. Ich hatte akzeptiert, einen Sohn zu haben, wie ich akzeptiert hatte, zu heiraten oder mir eine Tätigkeit in der Verwaltung gesucht und angenommen hatte, ohne groß darüber nachzudenken, ohne klare Vorstellung von den unausweichlichen Konsequenzen dieser Dinge. Vielleicht lag es daran, dass ich mich allein in der Literatur und im Kino wirklich zu Hause fühlte, dort, wo alles passieren kann, zugleich aber auch nichts, wo die langweiligen Regeln des täglichen Lebens nicht gelten, wo geschossen, aber

niemand getötet wird, wo Unglück zu Tränen rührt, aber keinen wirklichen Schmerz verursacht, Geschichten so sauber beginnen, wie sie enden, ohne Rückstände zu hinterlassen, wie Zigaretten, die keinen Krebs verursachen, keinen schlechten Atem und keine Asche hinterlassen, nur Rauch, der sich über den Darstellern in der Luft kräuselt, in dünnen Fäden zwischen den sinnlichen Lippen einer unwirklichen und begehrenswerten Frau aufsteigt, wenn möglich in Schwarz-Weiß. Ich schaute Filme und las Bücher, um mich in ihnen zu verstecken, um von der Mittelmäßigkeit des Alltags erlöst zu werden, von meinem Verstellen und meiner Feigheit. Mit der Literatur und dem Kino nährte ich eine vollkommen unkritische Selbstvergessenheit nach Art eines Halbwüchsigen. Meine ganze Aufmerksamkeit war allein auf mich gerichtet, und doch sah ich mich nicht. Einmal, bei einem dieser traurigen Wortgefechte mit gegenseitigen Vorwürfen, die meine Verlobte oder vielleicht schon Ehefrau und ich manchmal hatten, sagte sie mir: »Du hast so viel Einfühlungsvermögen für die Figuren deiner Romane und Filme, aber keinen Blick für den Menschen an deiner Seite.«

Ich war Familienvater und zurückgebliebener Jugendlicher, Schriftstellerlehrling und städtischer Beamter, Spitzel des Rathauses in der Unterwelt oder der Unterwelt im Rathaus. Wenn mir eine Frau gefiel, sah ich sie durch den Lichtschleier des Kinos. Das Verlangen weckte in mir keine Kühnheit, sondern Erstarrung. Ingeheim litt ich unter einer sexuellen Verunsicherung, die eher Fünfzehn- oder Sechzehnjährigen eigen ist, der körperlichen Unzulänglichkeit eines ehemals dicken Kindes, das die Demütigungen des Turnunterrichts nicht verwunden hat. Ich hing dieser krankhaften Überzeugung an, die vielen provinziellen Literaturnovizen zu eigen ist, dass das wahre Leben irgendwo anders stattfand, dass die Einbildungskraft reicher und mächtiger ist als die Wirklichkeit und das Verlangen wertvoller als

seine Erfüllung; dass Riesen denkwürdiger sind als Windmühlen und ausgedachte Geschichten weit vollkommener als das ewig gleiche ziel- und glanzlose Geschehen des täglichen Tuns. Ich glaubte, Krankheit sei romantischer als Gesundheit, Trunkenheit romantischer als Nüchternheit und Aufregung romantischer als Ruhe, glaubte, dass alles Kostbare und Erleuchtende flüchtig sein müsse, da nur das Mittelmaß von Dauer sei, glaubte, dass verbotene Leidenschaft heimlich und die Ehe langweilig sein müsse, Kreativität chaotisch, Alltagsarbeit gewöhnlich und die Unbestimmtheit und Ferne schön, glaubte an die Abgestumpftheit des Konkreten und die Hellsicht des Deliriums, glaubte, dass die Vernunft fade Kälte sei, die Nacht Aufruhr bedeute und der Morgen Unterwerfung.

Bevor ich mich versah, kündigte sich ein zweites Kind an. Teilweise überwacht von meiner Frau, die einen Monat vor der Geburt in Mutterschutz ging und mit dem Jungen bei mir in Granada wohnte, war es jetzt noch schwieriger, mich zu verstecken und meinen Unregelmäßigkeiten zu frönen. Vormittags arbeitete ich im Büro, und nach der Arbeit kehrte ich in ein häusliches Dasein zurück, das es so schon immer gegeben zu haben schien. Ich kam nach Hause, und mein Sohn lief mir entgegen, meine Frau hatte die Wohnung aufgeräumt und mit dem Essen auf mich gewartet. Dann brachte ich meinen Sohn für den Mittagsschlaf ins Bett, las ihm vor und döste neben ihm ein. Später ging ich in mein Arbeitszimmer und schrieb an meinem Roman. Nach und nach gelangte ich zu der Überzeugung, dass ich, wenn ich ihn beenden wollte, wie ich es mir vorstellte, nach Lissabon würde fahren müssen.

Ich fuhr nicht nach Lissabon, um die Schauplätze einer Geschichte zu recherchieren, die ich längst im Kopf hatte, sondern um sie dort zu finden, um Leerstellen auszufüllen, wichtige

Örtlichkeiten des Geschehens kennenzulernen. Vielleicht fuhr ich auch oder hauptsächlich, um mich unter dem Vorwand des Schreibens ein paar Tage zu verdrücken. Ich erinnere mich noch an die genauen Daten. Am ersten Tag des neuen Jahres, an einem kalten sonnigen Morgen, die Straßen waren noch leer, nahm ich einen Zug vom Bahnhof Linares-Baeza. An diesem Tag und zu dieser Uhrzeit reiste so gut wie niemand sonst. Am nächsten Tag wurde mein Sohn Arturo einen Monat alt. Am 2. Dezember 1986 hörte ich nachmittags eine Platte von Gerry Mulligan und Chet Baker, als meine Frau niederkam. Ich hörte nachmittags immer Musik bis fünf oder sechs und begann dann zu schreiben. Wir lebten in einer kleinen Sozialwohnung am Rande von Granada, in Richtung Berge, am Ufer des Río Genil. Wie in Wellen erreicht mich die Vergangenheit. Vormittags arbeitete ich in einem Gebäude an der Plaza de los Campos, in unmittelbarer Nähe der Plaza Mariana Pineda. Von meiner Wohnung bis zum Büro waren es ungefähr zwanzig Minuten zu Fuß. Wenn im Frühsommer der Schnee auf den Bergen schmolz oder wenn es stark geregnet hatte, konnte man von meiner Wohnung aus die ganze Nacht über das Brausen des Flusses hören. Als mein Sohn geboren wurde, hatte ich noch keine drei Monate an meinem Roman geschrieben. Viel früher schon hatte ich ein ums andere Mal versucht, einen Anfang zu finden, mich jedoch immer wieder festgefahren oder keine Lust mehr gehabt, und wenn ich mich auch zum Weiterschreiben zwang, war doch jede Seite eine widerwillige Qual. Vielleicht funktionierte die Geschichte nicht, weil sie ein Abklatsch oder eine Kostümierung der Wirklichkeit war. Und da sie wortwörtlich und freiwillig der Realität folgte, hatte sie nichts mit Lissabon zu tun.

In Lissabon war ich noch nie gewesen. Der Schauplatz meines Romans war Granada, weil in Granada die Dinge passiert waren oder hätten passieren oder nicht passieren können, die ich darin erzählen wollte, aber nicht anders zu erzählen wusste oder mich

nicht traute als in Form eines Kriminalromans. Literatur macht man aus dem, was da ist und was nicht da ist. Aber mir gelang es weder, die Welt, die ich vor Augen hatte, zu fiktionalisieren, noch Figuren zu erfinden, die in meiner gegenwärtigen Zeit ein ähnliches Leben führten wie ich. Fiktion hatte für mich mit dem Imaginären, dem Geträumten zu tun, mit unerreichbarem Verlangen. Granada war die glanzlose Alltagsstadt. Wenn ich mir meine Figuren darin vorstellte, wurde Granada eine andere Stadt. Meine Romanhelden waren romantische Projektionen meiner selbst; einer Frau, in die ich mich mit sechzehn oder siebzehn Jahren verliebt hatte; ihres Mannes, den sie kurze Zeit mit mir betrog. Mich selbst oder sie oder ihn realistisch darzustellen wäre mir genauso schmerzgefallen, wie ohne den Filter der Literatur über die tatsächlichen Orte zu schreiben, an denen all dies stattgefunden hatte, über das ganz Konkrete und Alltägliche meines Lebens.

Wenn ich die Augen schloss und schreiben wollte, wurde Granada zu einem winterlichen Ort am Meer, so wie ich – übermütig, aber unwahrscheinlich – zu einem Jazzpianisten wurde, meine Angebetete zu einer Leinwandheldin und ihr Ehemann zu einem rachsüchtigen Finsterling. Ich stellte mir vor, meine unzureichende Liebesgeschichte mit ihrer bedrückenden Provinzialität und dem armseligen Ehebruch hätte flamencohafte Leidenschaft gekannt, in der Verfolgungen und Revolver eine Rolle gespielt hätten, und dass man von der Anhöhe der Alhambra und der Terrasse des Albaicín auf das Meer schaute anstatt auf die Vega.

Und da fiel mir etwas auf. Wie in Träumen, in denen ein Ort zugleich ein anderer ist, war Granada in meinem Romanentwurf auch San Sebastián. Während meines Militärdienstes hatte ich 1980 ein ganzes Jahr in San Sebastián verbracht. Die Einbildungskraft hat ihre eigenen Regeln. Die Geschichte besaß zwar noch keine eigenständige Form, hatte sich aber schon von ihrem realen Umfeld befreit, da sie selbst ihren Schauplatz und ihre

Atmosphäre gefunden hatte. Die engen Gassen um die Kathedrale von Granada waren jetzt die der Altstadt von San Sebastián, wenn sie menschenleer sind, nachdem die Bars geschlossen haben. In einer regnerischen Nacht verabredet sich ein Mann mit einer Frau unter den Kolonnaden der Plaza de la Constitución. Die nächtlichen Schatten waren die meiner Erinnerung und auch die der Kriminalfilme in Schwarz-Weiß, die ich damals so gerne sah, Filme von Flucht und Verfolgung, von niedrigen Lampen, Zigarettenqualm und rauchenden Frauen mit sinnlich geöffneten Lippen, die Revolver trugen und Männern, die sie blind vor Liebe verfolgten, tödliche Fallen stellen konnten. Mit dreißig Jahren glaubte ich, nicht mehr jung zu sein und an einer adoleszenten Literaturvergiftung zu leiden.

Lissabon war viel früher Teil des Titels meines Romans als der Handlung. Ein guter Titel ist nicht nur ein dem Ende aufgedrücktes Etikett, sondern eine in der Ferne entzündete Flamme, die schwach ein unbekanntes Material beleuchtet, ein verschwommenes Mondlicht in nächtlicher Landschaft, eine Laterne, die einen möglichen Weg erhellt, ohne dass man weiß, wer den Strahl darauf richtet. Damals schrieb ich auf der Schreibmaschine. Ich hatte immer noch dieselbe Reiseschreibmaschine im Haus, auf der ich schon mit vierzehn oder fünfzehn Jahren geschrieben hatte. Im Büro benutzte ich eine elektrische Canon, die aufregend schnell war und mit ihrem gedämpften Anschlag der Tasten die Buchstaben auf dem Papier lebendig werden ließ, nachdem sie über ein schmales Bildschirmfenster gelaufen waren. Die Canon justierte die Seitenränder automatisch. Das Blatt kam so sauber und ohne Streichungen heraus, als hätte allein schon die Technologie den Stil bereinigt.

Der Name Lissabon hatte jedoch auch seine Zeit gebraucht, um auf den Titel zu gelangen, der eine ganze Weile ohne begleitende

Geschichte existierte, wie der Umschlag eines Buches voller leerer Seiten. An seinen Ursprung erinnerte ich mich, als ich Jahre später einen Eintrag in einem alten Notizbuch fand; eines dieser Dinge, die man gewissenhaft notiert und dann vollständig vergisst.

Auf die erste Seite hatte ich geschrieben: »Der Winter in Florenz.« Sonst stand im ganzen Notizbuch nichts. An Florenz hatte ich früher gedacht als an Lissabon, und es war dann genauso spurlos daraus verschwunden, wie Träume verschwinden, die beim Aufwachen noch klar und lebendig sind. Ein Tontechniker, der mit Jazzmusikern auf Tournee ging, besuchte mich eines Vormittags im Büro. Ich hatte ihn länger nicht gesehen. Er war ein freundlicher Mann, aber immerzu angespannt wegen des Drucks, der durch seine Arbeit und das ständige Reisen auf ihm lastete, weil die Gagen nicht rechtzeitig ausgezahlt wurden und die Raten für die teure, empfindliche Ausrüstung bezahlt werden mussten. Ich mochte es, wenn er mir Geschichten über Musiker erzählte. Vor einigen Jahren hatte er an zwei aufeinanderfolgenden Abenden die Tontechnik für Bill Evans in einem Club oder kleinen Theater in Barcelona eingerichtet. Geplant war nur ein einziger Auftritt, und so füllte sich das Lokal. Am nächsten Tag verpasste Evans jedoch das Flugzeug, mit dem sein Bassist und sein Schlagzeuger abgereist waren, und so improvisierten die Organisatoren am Abend darauf ein zweites Konzert nur mit ihm allein. Da keine Zeit zum Plakatieren gewesen war, spielte Evans in einem so gut wie leeren Saal. Der Tontechniker erzählte mir, es sei eines der denkwürdigsten Konzerte seines Lebens gewesen. Bill Evans – erschöpft, krank, mitgenommen von all den Reisen und Hotels, in seinem hageren Gesicht ein von der Sucht gezeichneter Mund, gekleidet mit seinem korrekten, aber schon etwas verschlissenen Anzug – spielte ohne Pause über eine Stunde, vollkommen abwesend, mit gesenktem Kopf, als sei niemand da, der ihm zuhörte.

In Florenz hatte er Chet Baker begleitet. Er war mit einem Gehilfen im leeren Saal zurückgeblieben und packte das Equipment ein, und als sie in die Eingangshalle kamen, sahen sie Baker mit dem Rücken zu ihnen in seinem kurzen Mantel und mit dem Trompetenfutteral in der Hand vor dem Fenster zur Straße stehen. Es regnete in Strömen. Der Techniker hatte seinen Lieferwagen auf der anderen Straßenseite geparkt und bot Baker an, ihn ins Hotel zu fahren. Der Gehilfe wollte ihm den Beifahrerplatz überlassen, doch Chet Baker zog es vor, hinten zu sitzen. Der Tontechniker erzählte mir, während der Fahrt im Regen durch wenig bekannte und schlecht beleuchtete Straßen habe er Chet Baker ab und zu im Rückspiegel betrachtet, das kleine zusammengekniffene Gesicht voller Falten, das fettige Haar, die reliquienartige Stirnlocke, das hinfällige Flair seiner Jugendlichkeit. Er saß aufrecht in seinem Sitz, den Blick gleichgültig ins Nichts gerichtet, unbeeindruckt von der Stadt jenseits des Fensters, den hinter dem Regenvorhang auftauchenden klassischen Gebäuden. Je nachdem ob sie durch gut beleuchtete Straßen fahren oder nicht, war Chet Bakers Gesicht zu sehen oder blieb im Dunkeln. Dem Tontechniker fielen die schimmernden Augen auf, und er schwor, er habe über die lederne Haut der Wange eine Träne rinnen sehen. Einige Monate später war Chet Baker tot. Er war aus dem Fenster eines Hotels in Amsterdam gefallen oder hatte sich hinausgestürzt.

Am nächsten Tag hatte er geplant, nach Spanien zurückzukehren. Eigentlich hatte er dort aber nichts Dringendes zu tun, oder nichts, was nicht auch seine Gehilfen erledigen konnten, und er fühlte sich nach der langen Tournee müde und erschöpft. Es reizte ihn überhaupt nicht, wieder in Granada zu sein. Es war Winter, und in Florenz war es kalt und regnete viel. Auf den Straßen und in den Museen waren kaum Touristen. Einigermaßen verblüfft kam ihm da die Erkenntnis, dass er schon seit Jahren nicht mehr ausgespannt hatte von seiner Arbeit, dem ewigen

Hin und Her von einer Stadt zur anderen, einem Land zum anderen, von den Konzertsälen und Hotels, in denen er maximal zwei Nächte verbrachte, von der aufreibenden Arbeit des Aufbaus und wieder Abbauens, den Launen, Marotten und Überspanntheiten der Musiker, den auf Flughäfen verlorenen Stunden, den Tagen und Nächten, die er sich am Steuer eines Lieferwagens verausgabte. Vielleicht lag es auch daran, dass er verheiratet war und ein, zwei kleine Kinder hatte, an seinem aufreibenden Familienleben und den drängenden Vaterpflichten, verschlimmert noch durch das schlechte Gewissen, weil er so lange fort war, an den unvernünftigen Reisen und Arbeitszeiten.

Also beschloss er, ein paar Tage in Florenz zu bleiben und die günstigen Hotelpreise der Nebensaison auszunutzen. Er verbrachte seine Zeit mit Nichtstun. Hörte es auf zu regnen, ging er ohne Ziel spazieren, warm angezogen gegen die schneidende Kälte und die Feuchtigkeit, die ihm besonders auf abendlichen Spaziergängen am Ufer des Arno zusetzte. Die Säle der Uffizien waren nur schwach beleuchtet, und die Wärter rieben sich über elektrischen Heizöfchen die Hände. An hellen Tagen brach sich das Sonnenlicht an den Graten des behauenen Steins. Bei mehrstündigen Wanderungen erfroren ihm die Hände in den Handschuhen und Manteltaschen.

Die Frist, die er sich gesetzt hatte, lief ab, und er verlängerte sie. Magen und Geist stärkte er sich bei Nudelgerichten mit Bohnen in kleinen Restaurants am Ende dunkler, von hohen Mauern gesäumter Gassen, in die nie ein Lichtstrahl fiel. Weder die Architektur noch die Fresken in den Kirchen sagten ihm viel. In den Uffizien kam er in einen Saal, in dessen Halbdunkel, nur von ein paar Strahlern beleuchtet, die gerade restaurierte *Geburt der Venus* ausgestellt war. Er besuchte das Museum vor allem, um durch die breiten Galerien mit ihren Marmorböden und den klassischen Büsten in den Ecken zu wandeln und durch die Fenster auf den Fluss zu blicken. Er mochte das Grün in den

Augen der Göttin und den zarten Schwung ihrer Hände und Füße, das Gold des wehenden Haars, das derselbe Wind bewegte, der auch die winzigen Wellen kräuselte. Eines Tages entdeckte er *Die Opferung Isaaks* von Caravaggio. Das Brutale und Fanatische darin erschreckte ihn auf eine Weise wie kein anderes Gemälde je zuvor. Er verließ den Saal und kam nach einer Weile zurück, erzählte er mir. Er fürchtete sich sogar, allein vor dem Bild zu stehen, wenn an bewölkten Tagen das düstere Museum so gut wie menschenleer war.

Eines Tages erschrak er, als er sich zu erinnern versuchte und nicht mehr wusste, wie viele Tage er bereits in Florenz war. Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Er wusste, wie spät es war, wenn er auf die Uhr schaute, doch im Hotelzimmer gab es keinen Kalender, und es gelang ihm nicht, sich an das aktuelle Datum zu erinnern und daher auch nicht daran, wie viele Tage und Wochen seit dem letzten vergangen waren, an das er sich erinnerte, dem des Konzerts von Chet Baker. Auch sein eigenes Alter wusste er nicht mehr, weil er sich zwar an sein Geburtsjahr erinnerte, aber nicht mehr daran, welches Jahr man im Augenblick schrieb. Voller Schrecken dachte er, dass er schon sehr alt sein könne und nichts davon mitbekommen hatte. Er fürchtete, wenn er in den Badezimmerspiegel schaute, einen glatzköpfigen oder weißhaarigen Fremden zu erblicken.

Das einzige Zeitgefühl im Reinzustand, das er kannte, war das für den Winter. Es war wie eine Nebelbank, aus der er nie hinausfinden würde, so weit er sich auch entfernte. Er lebte im Winter, wie er in Florenz lebte oder auf einer Insel oder in einem über Vergangenheit und Zukunft schwebenden Zauberreich, in einer Gegenwart ohne Nachfolge und ohne Anfang. Ihm schwindelte, und zugleich empfand er eine wunderbare Ruhe. Bekannte und geliebte Menschen waren in so weiter Ferne, als erinnere er sich erst wieder nach langer, langer Zeit an sie. Er war versucht, die Rezeption anzurufen und nach dem Datum

